Natascha Wodin

Sie kam aus Mariupol

Die Autorin denkt dem Deutschen Lüteraturfonds e. V., dem Borliner Schat, der Stiftung Alfred-Döhlin-Preis und der Robert Breis Sittnung für die Förderung der Arbeit und der Robert Breis.

Copyright & 2017 by Revolut Verlag GathH.
Reinbek bei Hanlung.
Sarz DTU Unico PostScript (In Design) bei
Pinkain Satz unal Datemachnik, Berlin.
Druck und Bindung CPI Fooks GeithH. Leck, Germany.

Dass ich den Namen meiner Mutter in die Suchmaschine des russischen Internets eintippte, war nicht viel mehr als eine Spielerei. Im Lauf der Jahrzehnte hatte ich immer wieder versucht, eine Spur von ihr zu finden, ich hatte



ans Rote Kreuz und andere Suchdienste geschrieben, an einschlägige Archive und Forschungseinrichtungen, an wildfremde Leute in der Ukraine und in Moskau, ich hatte in verblichenen Opferlisten und Karteien gesucht, aber es war mir nie gelungen, auch nur die Spur einer Spur zu finden, einen noch so vagen Beweis für ihr Leben in der Ukraine, ihre Existenz vor meiner Geburt.

Im Zweiten Weltkrieg hatte man sie als Dreiundzwanzigjährige zusammen mit meinem Vater aus Mariupol zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert, ich wusste nur, dass beide in einem Rüstungsbetrieb des Flick-Konzerns in Leipzig eingesetzt waren. Elf Jahre nach Kriegsende hatte meine Mutter sich in einer westdeutschen Kleinstadt das Leben genommen, unweit einer Siedlung für Heimatlose Ausländer, wie man die ehemaligen Zwangsarbeiter damals nannte. Außer meiner Schwester und mir gab es wahrscheinlich auf der Welt keinen einzigen Menschen mehr, der sie noch gekannt hatte. Und auch wir, meine Schwester und ich, hatten sie eigentlich nicht gekannt. Wir waren Kinder, meine Schwester gerade erst vier, ich zehn Jahre alt, als sie an einem Oktobertag im Jahr 1956 wortlos die Wohnung verließ und nicht wiederkam. In meiner Erinnerung war sie nur noch ein Schemen, mehr ein Gefühl als eine Erinnerung.

Inzwischen hatte ich meine Suche nach ihr längst aufgegeben. Sie war vor über neunzig Jahren geboren und hatte nur sechsunddreißig Jahre gelebt, nicht irgendwelche Jahre, sondern die Jahre des Bürgerkriegs, der Säuberungen und Hungerkatastrophen in der Sowjetunion, die Jahre des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus. Sie war in den Reißwolf zweier Diktaturen geraten, zuerst unter Stalin in der Ukraine, dann unter Hitler in Deutschland. Es war eine Illusion, Jahrzehnte später in dem Ozean vergessener Opfer die Spur einer jungen Frau zu finden, von der ich nicht viel mehr wusste als den Namen.

Als ich diesen Namen in einer Sommernacht des Jahres 2013 ins russische Internet eingegeben hatte, lieferte mir die Suchmaschine prompt ein Resultat. Meine Verblüffung dauerte nur wenige Sekunden. Ein erschwerender Umstand meiner Suche hatte immer schon darin bestanden, dass meine Mutter einen ukrainischen Allerweltsnamen hatte, es gab Hunderte, wahrscheinlich Tausende von Ukrainerinnen, die hießen wie sie. Zwar trug die mir auf dem Bildschirm angezeigte Person auch den Vatersnamen meiner Mutter, sie war ebenfalls eine Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko, doch auch Jakow, der Name des Vaters meiner Mutter, war so verbreitet, dass mein Fund nichts zu bedeuten hatte.

Ich öffnete den Link und las: Iwaschtschenko, Jewgenia Jakowlewna, Geburtsjahr 1920, Geburtsort Mariupol. Ich starrte auf den Eintrag, er starrte zurück. So wenig ich über meine Mutter auch wusste, ich wusste, dass sie 1920 in Mariupol geboren war. Sollte es möglich sein, dass in einer kleinen Stadt wie dem damaligen Mariupol in einem Jahr zwei Mädchen mit demselben Vor- und Nachnamen zur Welt gekommen waren, deren Väter beide Jakow hießen?

Obwohl das Russische meine Muttersprache war, die ich im Lauf meines Lebens nie ganz verloren hatte und die ich seit meinem Umzug ins Nachwende-Berlin wieder fast täglich sprach, war ich nicht sicher, ob ich wirklich den Namen meiner Mutter auf dem Bildschirm las oder ob mir dieser Name vielleicht nur wie eine Fata Morgana in der Wüste erschien, die das russische Internet für mich war. Hier wurde ein Russisch gesprochen, das ich beinah als Fremdsprache erlebte, ein Newspeak, das sich rasant veränderte, ständig neue Vokabeln hervorbrachte, sich täglich mit neuen Amerikanismen vermengte, deren Herkunft sich nach der Transkription ins Kyrillische oft kaum noch erkennen ließ. Auch die Seite, die mich jetzt von meinem Bildschirm ansah, hatte einen englischen Namen, sie hieß «Azov's Greeks». Ich wusste, dass Mariupol am Asowschen Meer lag, aber woher kamen plötzlich die «Asowschen Griechen»? Noch nie hatte ich von irgendeinem Zusammenhang zwischen der Ukraine und Griechenland gehört. Wäre ich Engländerin gewesen, hätte ich sehr treffend sagen können: It's all Greek to me.

Über Mariupol wusste ich zu dieser Zeit so gut wie nichts. Auf der Suche nach meiner Mutter war es mir nie in den Sinn gekommen, mich über die Stadt kundig zu machen, aus der sie stammte. Mariupol, das vierzig Jahre lang Shdanow hieß und erst nach dem Zerfall der Sowjetunion wieder seinen

alten Namen erhielt, blieb ein innerer Ort für mich, den ich niemals dem Licht der Wirklichkeit aussetzte. Seit jeher war ich im Ungefähren zu Hause, in meinen eigenen Bildern und Vorstellungen von der Welt. Die äußere Wirklichkeit bedrohte dieses innere Zuhause, und deshalb wich ich ihr nach Möglichkeit aus.

Mein ursprüngliches Bild von Mariupol war davon geprägt, dass in meiner Kindheit niemand zwischen den einzelnen Staaten der Sowjetunion unterschied, alle Bewohner ihrer fünfzehn Republiken galten als Russen. Obwohl Russland im Mittelalter aus der Ukraine hervorgegangen war, aus der Kiewer Rus, die man die Wiege Russlands nannte, die Mutter aller russischen Städte, sprachen auch meine Eltern so über die Ukraine, als wäre sie ein Teil von Russland – dem größten Land der Welt, sagte mein Vater, ein gewaltiges Reich, das von Alaska bis nach Polen reichte und ein Sechstel der gesamten Erdoberfläche einnahm. Deutschland war dagegen nur ein Klecks auf der Landkarte.

Das Ukrainische ging für mich im Russischen auf, und wenn ich mir meine Mutter in ihrem früheren Leben in Mariupol vorstellte, sah ich sie immer im russischen Schnee. Sie ging in ihrem altmodischen grauen Mantel mit dem Samtkragen und den Samtstulpen, dem einzigen Mantel, den ich je an ihr gesehen hatte, durch dunkle, eisige Straßen in irgendeinem unermesslichen Raum, durch den seit Ewigkeiten der Schneesturm fegte. Der sibirische Schnee, der ganz Russland und auch Mariupol bedeckte, das unheimliche Reich der ewigen Kälte, in dem die Kommunisten herrschten.

Meine kindliche Vorstellung vom Herkunftsort meiner Mutter überdauerte Jahrzehnte in meinen inneren Dunkelkammern. Auch als ich längst wusste, dass Russland und die Ukraine zwei verschiedene Länder waren und die Ukraine rein gar nichts mit Sibirien zu tun hatte, berührte das mein Mariupol nicht – obwohl ich nicht einmal Gewissheit dar- über besaß, ob meine Mutter wirklich aus dieser Stadt kam oder ob ich ihr Mariupol angedichtet hatte, weil mir der Name so gut gefiel. Manchmal war ich mir nicht einmal mehr sicher, ob es eine Stadt dieses Namens überhaupt gab oder ob sie eine Erfindung von mir war wie so vieles andere auch, das meine Herkunft betraf.

Eines Tages, als ich beim Blättern in einer Zeitung auf den Sportteil stieß und schon weiterblättern wollte, fiel mein Blick auf das Wort Mariupol. Eine deutsche Fußballmannschaft, so las ich, war in die Ukraine gereist, um gegen Iljitschewez Mariupol zu spielen. Allein die Tatsache, dass die Stadt eine Fußballmannschaft hatte, war so ernüchternd, dass mein inneres Mariupol sofort zerbröckelte wie ein modriger Pilz. Nichts auf der Welt interessierte mich weniger als Fußball, aber ausgerechnet der stieß mich zum ersten Mal auf das wirkliche Mariupol. Ich erfuhr, dass es sich um eine Stadt mit ausgesprochen mildem Klima handelte, eine Hafenstadt am Asowschen Meer, dem flachsten und wärmsten Meer der Welt. Es war von langen und weiten Sandstränden die Rede, von Weinhügeln, endlosen Sonnenblumenfeldern. Die deutschen Fußballer stöhnten unter den Sommertemperaturen, die sich der Vierzig-Grad-Marke näherten.

Die Wirklichkeit erschien mir viel unwirklicher als meine Vorstellung von ihr. Zum ersten Mal seit ihrem Tod wurde meine Mutter zu einer Person außerhalb von mir. Statt im Schnee sah ich sie plötzlich in einem leichten, hellen Sommerkleid auf einer Straße von Mariupol gehen, mit nackten Armen und Beinen, die Füße in Sandalen. Ein junges Mäd-

chen, das nicht am kältesten und dunkelsten Ort der Welt aufgewachsen war, sondern in der Nähe der Krim, an einem warmen südlichen Meer, unter einem Himmel, der vielleicht dem über der italienischen Adria glich. Nichts erschien mir so unvereinbar wie meine Mutter und Süden, meine Mutter und Sonne und Meer. Ich musste alle meine Vorstellungen von ihrem Leben in eine andere Temperatur, in ein anderes Klima übertragen. Das alte Unbekannte, es hatte sich in ein neues Unbekanntes verwandelt.

Ein reales Winterbild von Mariupol aus der Zeit, als meine Mutter dort lebte, zeigte mir Jahre später eine russische Novelle, deren Titel ich vergessen habe: Hinter dem Fenster des Hotel Palmyra fiel nasser Schnee. Hundert Schritte weiter das Meer, von dem ich nicht zu sagen wage, dass es rauschte. Es gluckste, röchelte, das flache, unbedeutende, langweilige Meer. Ans Wasser angeschmiegt das unscheinbare Städtchen Mariupol mit seinem polnischen Kościół und seiner jüdischen Synagoge. Mit seinem stinkenden Hafen, seinen Lagerschuppen, mit dem löchrigen Zelt eines Wanderzirkus am Strand, mit seinen griechischen Tavernen und der einsamen, matten Laterne vor dem Eingang des erwähnten Hotels. Es kam mir vor wie eine intime Mitteilung über meine Mutter. Das alles hatte sie mit eigenen Augen gesehen. Bestimmt war sie irgendwann einmal am Hotel Palmyra vorbeigegangen, vielleicht in ihrem grauen Mantel, vielleicht in demselben nassen Schnee, mit dem Gestank des Hafens in der Nase.

Auf der Internetseite, auf der ich nun gelandet war, erfuhr ich erneut Erstaunliches über Mariupol. Zu der Zeit, als meine Mutter dort geboren wurde, war die Stadt noch stark geprägt von der griechischen Kultur. Im 18. Jahrhundert hatte Katharina die Große es den christlichen Griechen aus dem damaligen Krimkhanat geschenkt. Erst nach der Mitte

des 19. Jahrhunderts durften sich wieder andere Ethnien in dem damaligen Mariovpoli ansiedeln. Bis zum heutigen Tag lebt eine griechische Minderheit in der Stadt, und der Name meiner Mutter hatte mich aus irgendwelchen Gründen in ein Forum für griechischstämmige Ukrainer geführt. In mir regte sich ein dumpfer Verdacht. Ich hatte nur eine sehr dünne, kaum noch lesbare Erinnerung an das, was meine Mutter über ihr Leben in der Ukraine erzählt hatte, aber in meinem Gedächtnis hatte sich festgesetzt, dass ihre Mutter eine Italienerin gewesen war. Natürlich konnte ich mir nach der langen Zeit nicht sicher sein, ob es sich wirklich um eine Erinnerung handelte oder um irgendeine zufällige Ablagerung in meinem Gehirn. Vielleicht, das erschien mir am wahrscheinlichsten, hatte ich mir schon als Kind eine italienische Großmutter erdichtet und zum Gegenstand meiner abenteuerlichen Lügengeschichten gemacht, vielleicht war die italienische Großmutter dem einst heißen Wunsch entsprungen, meiner russisch-ukrainischen Haut zu entkommen, etwas anderes zu sein, als ich war. Jetzt fragte ich mich, ob ich mich womöglich nur insofern falsch erinnerte, als die Mutter meiner Mutter keine Italienerin, sondern Griechin gewesen war. Lag das nicht nahe angesichts dessen, was ich jetzt, erst jetzt über Mariupol erfahren hatte? Hatte die Griechin sich in meinem Gedächtnis mit der Zeit unmerklich in eine Italienerin verwandelt, vielleicht deshalb, weil Italien schon in meiner Jugend zu einem Sehnsuchtsort für mich geworden war?

Mir schien, als wäre ich in ein neues Dunkel meiner Herkunft eingetreten, als wurzelte ich plötzlich in einem noch fremderen, endgültig nicht mehr erkennbaren Grund. Ich starrte auf den Namen meiner Mutter auf dem Bildschirm und hatte dabei das Gefühl, dass die notdürftige Identität, die ich mir im Lauf meines Lebens zusammengebastelt hatte, zerplatzte wie eine Seifenblase. Für einen Moment löste sich alles um mich herum auf. Meine Sicherheit fand ich erst in dem Gedanken wieder, dass die griechischen Wurzeln der entdeckten Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko für mich nur insofern von Bedeutung waren, als sie den Beweis dafür erbrachten, dass es sich bei dieser Frau nicht um meine Mutter handeln konnte. Niemals, dessen war ich mir sicher, hatte ich von meiner Mutter das Wort greki gehört, es wäre damals, in unserer abgeriegelten, armseligen Barackenwelt, haften geblieben als etwas Außerordentliches und Exotisches - obwohl ich schwer glauben konnte, dass meine Mutter die griechische Vergangenheit ihrer Heimatstadt nie erwähnt haben sollte, schließlich hatte ich den historischen Hintergrundinformationen des Forums entnommen, dass das Griechische in ihrer Lebenszeit in Mariupol noch sehr gegenwärtig gewesen war.

Ich versprach mir nichts davon, zu oft waren meine Nachforschungen ins Leere gelaufen, aber da «Azov's Greeks» auch eine Plattform für die Suche nach Angehörigen bot, beschloss ich, trotzdem eine Nachricht zu hinterlassen. Um etwas schreiben zu können, musste ich mich allerdings erst registrieren. Auf einer russischen Internetseite hatte ich das noch nie gemacht, es kam mir unwahrscheinlich vor, dass ich diese technische Hürde meistern würde, aber zu meiner Überraschung ging alles sehr einfach, viel einfacher als auf deutschen Internetseiten. Bereits nach einer Minute war der Zugang freigeschaltet.

In die Suchanfrage konnte ich nicht viel mehr hineinschreiben als den Namen meiner Mutter und ihren Herkunftsort. Ihrem Vatersnamen, Jakowlewna, ließ sich entnehmen, dass ihr Vater Jakow geheißen hatte, aber schon den Mädchennamen ihrer Mutter kannte ich nicht mehr. Ich wusste, dass sie einen Bruder und eine Schwester gehabt hatte, aber auch deren Namen kannte ich nicht. Ich besaß eine ukrainische Heiratsurkunde, aus der hervorging, dass meine Mutter im Juli 1943 in dem von deutschen Truppen besetzten Mariupol meinen Vater geheiratet hatte. Auf einer vom Arbeitsamt Leipzig ausgestellten Arbeitskarte stand, dass sie 1944 zusammen mit meinem Vater nach Deutschland deportiert worden war. Das war alles, was ich über sie wusste.

Und die Frage war, nach wem ich eigentlich suchte. Es war so gut wie ausgeschlossen, dass ihre Geschwister noch lebten. es sei denn, sie waren in einem biblischen Alter. Selbst deren Kinder, sofern sie welche hatten, meine potenziellen Cousinen und Cousins, mussten schon in fortgeschrittenem Alter sein, ähnlich wie ich selbst. Sie konnten meine Mutter kaum noch gekannt haben, und es war fraglich, ob sie überhaupt von ihrer Existenz wussten, ob ihnen jemand von ihr erzählt hatte. Damals und noch Jahrzehnte später war es gefährlich, mit einem Menschen wie meiner Mutter verwandt zu sein, mit jemandem, der sich womöglich freiwillig hatte nach Deutschland deportieren lassen oder dem es zumindest nicht gelungen war, sich der Zwangsarbeit für den Kriegsfeind zu entziehen, notfalls durch Selbstmord, wie Stalin es von wahren Patrioten forderte. Von solchen Verwandten, die als Vaterlandsverräter galten, erzählte man damals seinen Kindern nicht, man wollte sie nicht gefährden.

Früher mussten meine Finger sich beim Tippen russischer Texte auf eine kyrillische Tastatur umstellen und auf mühsame Buchstabensuche gehen, jetzt konnte ich die Texte mit Hilfe eines wundersamen Computerprogramms auf der gewohnten lateinischen Tastatur tippen – das Programm setzte die lateinischen Buchstaben automatisch in kyrillische um. Zwar zweifelte ich daran, dass es mir gelingen würde, meine ins Translitprogramm getippte Nachricht auf die russische Internetseite zu transportieren, der Weg erschien mir zu weit, aber nach den paar üblichen Mausklicks sprang sie tatsächlich auf die Seite von «Azov's Greeks». Ich setzte meine E-Mail-Adresse unter den Text und schickte ihn ab, ohne zu wissen, wo er landen würde. Vielleicht an irgendeinem toten Ort, in einem elektronischen Nichts, wo nie jemand meine Flaschenpost entdecken würde.

Seit ein paar Wochen war ich in meinem Arbeitsquartier in Mecklenburg. Die kleine Wohnung am Schaalsee teilte ich mir mit einer Freundin, wir benutzten sie abwechselnd. In diesem Jahr gehörte fast der ganze Sommer am See mir. Gilla war Schauspielerin, sie steckte bis zum Hals in einem Theaterprojekt irgendwo im Ausland und kam erst im September zurück. Ich hatte gerade ein Buch abgeschlossen und faulenzte. Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann ich das länger als einen halben Tag getan hatte. Meine Stoffe standen unerbittlich Schlange und erlaubten keine Pausen, erinnerten mich zunehmend an meine begrenzte Lebenszeit. Normalerweise begann ich nach Abschluss eines Buchs schon am nächsten Tag mit der Arbeit an einem neuen, länger hielt ich es nicht aus ohne das Schreiben, ohne den Kampf mit den Worten. So war der größte Teil meines Lebens dahingegangen, ich hatte es kaum bemerkt. Jetzt wollte ich plötzlich nichts anderes mehr als draußen auf dem Balkon sitzen, die leise Bewegung der Luft an meiner Haut spüren und den sommerblauen See anschauen. Gegen Abend, wenn die Hitze nachgelassen hatte, machte ich mit meinen Nordic-Walking-Stöcken ausgiebige Gänge am Wasser, wo sich in den einsamen Feuchtgebieten riesige Wolken

hungriger Stechmücken auf mich stürzten. Auf dem Nachhauseweg kaufte ich mir mein Abendessen beim Fischer, bei dem es frische Maränen und Saiblinge aus dem See gab.

Früher war durch den Schaalsee die deutsch-deutsche Grenze verlaufen. Ein Teil des Sees hatte zu Mecklenburg gehört, der andere zu Schleswig-Holstein. Ein paar Kilometer weiter fuhr man jetzt an einem Schild vorbei, auf dem stand: Hier waren Deutschland und Europa bis zum 18. November 1989 um 16 Uhr geteilt. In dem einstigen Grenzsperrgebiet auf der Ostseite hatten Flora und Fauna über vierzig Jahre lang Zeit gehabt, ihr Eigenleben zu entfalten, beinah ungestört von der Spezies Mensch, die hier nur in Gestalt von Grenzsoldaten vorkam. Nach der Wende wurde die verwilderte Landschaft zum Naturschutzgebiet erklärt und in die Liste der internationalen Biosphärenreservate der UNESCO aufgenommen: verwaltete Wildnis, in der inzwischen die Hamburger Bio-Elite angekommen war. Für die ökologisch bewegten Städter, die sich hier niedergelassen hatten oder am Wochenende in ihre Ferienwohnungen fuhren, hatten Bioläden eröffnet, Biorestaurants, regelmäßig wurden Ökomärkte abgehalten, für fünfzig Euro konnte man eine Kranichschutzaktie erwerben, im Ort gab es ein sogenanntes Zukunftszentrum Mensch - Natur. Die alteingesessenen ostdeutschen Einwohner traf man zumeist nur bei Penny und Lidl, sie waren hier zu Fremden geworden, zu Zaungästen ihrer eigenen Welt, in der sie jetzt in ihren renovierten DDR-Häuschen lebten.

Aus dem großen Panoramafenster meiner Wohnung sah ich nichts anderes als den See. Den ganzen Tag fühlte ich mich ein wenig betrunken vom ständigen Blick auf das blaue Wasser, das mir bodenlos erschien, von unendlicher kühler Tiefe, in der man nie zu sinken und zu trinken auf-

hören würde. Von weit her das Lachen und Schreien der Kinder, die sich im Wasser tummelten. Schulferien, die Geräusche und Gerüche, die ganze Herrlichkeit eines Kindheitssommers, von dem man glaubte, er würde nie zu Ende gehen. Zum Glück waren Motorboote verboten, der See gehörte den vielen Wasservögeln, die hier lebten, nur ab und zu sah man einen einsamen Kahn oder ein Boot mit einem kleinen weißen Segel vorüberziehen. Schwalben segelten zu Hunderten durch die Luft, manchmal so tief, dass sie mich fast streiften mit den scharfen Spitzen ihrer Flügel, während ich mit einem Buch auf dem Balkon saß und las oder aufs Wasser schaute, auf dessen Oberfläche zahllose Spiegel tanzten, sich gegenseitig silberne Reflexe zuwarfen. Wildgänse zogen in geometrischen Figuren über den Himmel, wie durch unsichtbare Fäden miteinander verbunden, Mauersegler jagten sich gegenseitig, führten wilde, bizarre Spiele in der Luft auf. In der Abenddämmerung setzte das Konzert der Wasservögel ein, das geschäftige Plappern der Enten, das Schrillen der Singschwäne, das aufgeregte Trompeten der Kraniche, die, von den Feldern kommend, wo sie ihre Nahrung fanden, sich für die Nacht am See sammelten. Manchmal erschien ein Seeadler, mit seinen mächtigen, weitgespannten Schwingen schwebte er reglos über dem Wasser, die Majestät des Sees, der Schrecken der Fische und anderer Seebewohner. Einmal, so hatte man mir erzählt, konnte man vom Seeufer aus beobachten, wie ein Seeadler einen Kranich riss. Es war Winter, einer der Kraniche, die stehend im flachen Wasser schliefen, weil sie hier geschützt waren vor ihren Feinden, war im Schlaf mit den Beinen im See festgefroren. Als sich ein Adler auf ihn niederstürzte, konnte er nicht fliehen und wurde zerfleischt, gefangen im Eis.

Ich war so verliebt in diesen Sommer am See, dass ich

nicht schlafen konnte. Manchmal saß ich die ganze Nacht draußen auf dem Balkon, badete in der abgekühlten Luft, sah auf die Lichtstraße, die der Mond auf das dunkle Wasser warf, und konnte mich nicht satthören an der Stille, in der nur noch ab und zu einer der unsichtbaren, im dunklen Schilf versteckten Wasservögel einen leisen, schlaftrunkenen Laut von sich gab.

Sonnenaufgänge wie an diesem See hatte ich nie zuvor gesehen. Sie kündigten sich schon bald nach drei Uhr morgens am Horizont an, erst als kaum wahrnehmbare Rosatönung des Himmels über dem Wasser, die aber zunehmend in eine Lichtorgie von unwirklicher Schönheit überging. Mich wunderte, dass alle anderen schliefen, dass niemand außer mir diesen kosmischen Darbietungen beizuwohnen schien. Der Himmel brannte in allen Farben von Hellgrün bis Golden, Lila und flammend Rot, jeden Tag anders, jeden Tag neu: Lichtschauspiele, surreale Gemälde, die die Sonne an den Himmel zauberte und deren minütlicher Verwandlung ich auf meinem Balkon wie von einem Logenplatz irgendwo im Universum folgte, betäubt vom panisch anmutenden Geschrei der Wasservögel, das sich anhörte, als erwarteten die Tiere eine Apokalypse, irgendein noch nie da gewesenes Ereignis, das jenseits der menschlichen Wahrnehmung lag. Die Farben verdichteten sich, explodierten, dann begannen sie zu verblassen, leise zu verlöschen, immer mehr aufzugehen in dem weißen, gleißenden Licht, das sich nach und nach über den See ergoss. Die Tiere verstummten, die Gefahr war vorüber, ein langer, brütender Sommertag brach an. Ich erhob mich aus dem großen alten Sessel, den ich auf den Balkon hinausgeschoben hatte, putzte mir die Zähne und ging in mein nach Westen gelegenes Schlafzimmer, dessen Fenster ich mit buntem Markisenstoff verhängt

hatte, damit ich vor dem Tageslicht und der Hitze geschützt war. Selbst im Schlaf hörte ich noch die Stille und träumte irgendwelche luziden, epischen Träume. Wenn ich gegen Mittag aufwachte, sprang ich sofort aus dem Bett und lief im Nachthemd ans Fenster im anderen Zimmer, um endlich den See wiederzusehen, sein blaues Leuchten.

Seit meiner Suchanfrage bei «Azov's Greeks» war fast eine Woche vergangen. Ich hatte die Sache schon vergessen, da erreichte mich eine E-Mail mit unleserlichen Schriftzeichen in der Absenderzeile. Ich bekam öfter E-Mails von russischen Absendern, aber diesmal hatte mein Mailprogramm die kyrillischen Buchstaben nicht erkannt. Ein Konstantin mit einem griechischen Nachnamen bat mich, ihm nähere Angaben zu meiner Mutter zu machen. Man werde versuchen, mir weiterzuhelfen, aber dazu müsse man etwas mehr über die Person wissen.

So weit war ich auf meiner Suche noch nie gekommen. Ein Mann in Mariupol war bereit und besaß offenbar Möglichkeiten, mir weiterzuhelfen, wenn ich ihm nähere Angaben zu meiner Mutter machte. Nur dass ich ihm diese Angaben nicht machen konnte, weil ich alles, was ich wusste, bereits mitgeteilt hatte. Aus irgendeinem Grund schämte ich mich dafür, als wäre es ein Armutszeugnis, eine Schande, so wenig über die eigene Mutter zu wissen. Und gleichzeitig war es, als hätte ich soeben etwas Neues über sie erfahren. Es schien, als könnte ich mit den Augen des Fremden hineinsehen nach Mariupol, als wäre er ein ehemaliger Nachbar meiner Mutter, der jeden Tag an ihrem Haus vorbeiging, mich mitnahm in Straßen, durch die sie einst gegangen war, Häuser, Bäume, Plätze sah, die sie einst gesehen hatte, das Asowsche Meer und die griechischen Tavernen, die es vielleicht immer noch gab. In Wirklichkeit war von dem

Mariupol, in dem sie gelebt hatte, nicht mehr viel übrig. Die deutsche Wehrmacht hatte es im Krieg zum großen Teil in Schutt und Asche gelegt.

Ich dankte dem freundlichen Konstantin mit dem griechischen Nachnamen für seine Hilfsbereitschaft und schickte Grüße nach Mariupol, während meine Mutter, so glaubte ich, nach diesem erneuten Fehlschlag endgültig und für immer in Dunkelheit versank.

In Wahrheit hatte ich die russische Suchmaschine nicht ganz zufällig gerade jetzt nach ihrem Namen befragt. Schon lange beschäftigte mich der Gedanke, über das Leben meiner Mutter zu schreiben, vor allem über die Frau, die sie vor meiner Geburt in der Ukraine und in dem deutschen Arbeitslager gewesen war. Nur dass ich über diese Frau eben so gut wie nichts wusste. Von der Zeit ihrer Zwangsarbeit hatte sie nie gesprochen, weder sie noch mein Vater, jedenfalls erinnerte ich mich nicht daran. Was ich von ihren Erzählungen über ihr Leben in der Ukraine noch im Gedächtnis hatte, waren nicht mehr als ein paar vage Irrlichter in meinem Kopf. Ich konnte nur versuchen, eine fiktionale Biografie zu schreiben, die sich auf die Geschichtsschreibung stützte, auf die bekannten Fakten der Orte und der Zeit, in der meine Mutter gelebt hatte. Seit vielen Jahren schon suchte ich nach irgendeinem Buch von einem ehemaligen Zwangsarbeiter, nach einer literarischen Stimme, an der ich mich hätte orientieren können, vergeblich. Die Überlebenden der Konzentrationslager hatten Weltliteratur hervorgebracht, Bücher über den Holocaust füllten Bibliotheken, aber die nichtjüdischen Zwangsarbeiter, die die Vernichtung durch Arbeit überlebt hatten, schwiegen. Man hatte sie zu Millionen ins Deutsche Reich verschleppt, Konzerne, Unternehmen, Handwerksbetriebe, Bauernhöfe, Privathaushalte im gan-

zen Land bedienten sich nach Belieben am Kontingent der importierten Arbeitssklaven, deren maximale Ausbeutung bei geringstem Aufwand Programm war. Sie mussten unter meist unmenschlichen, oft KZ-ähnlichen Bedingungen die Arbeit der deutschen Männer machen, die an der Front waren, in den Heimatländern der Deportierten deren Dörfer und Städte verwüsteten, deren Familien umbrachten. Die nach Deutschland verschleppten Männer und Frauen wurden in bis heute unbekannter Zahl in der deutschen Kriegswirtschaft zu Tode geschunden, aber noch Jahrzehnte nach Kriegsende fand sich über die Verbrechen an den sechs bis siebenundzwanzig Millionen Zwangsarbeitern - die Zahlenangaben schwanken dramatisch von Quelle zu Quelle - nur gelegentlich ein einzelner, dünner Bericht in einem Kirchenblatt oder in einer lokalen Sonntagszeitung. Zumeist wurden sie beiläufig, unter «ferner liefen», zusammen mit den Juden erwähnt, eine Marginalie, ein Anhängsel des Holocaust.

Die längste Zeit meines Lebens hatte ich gar nicht gewusst, dass ich ein Kind von Zwangsarbeitern bin. Niemand hatte es mir gesagt, nicht meine Eltern, nicht die deutsche Umwelt, in deren Erinnerungskultur das Massenphänomen der Zwangsarbeit nicht vorkam. Jahrzehntelang wusste ich nichts von meinem eigenen Leben. Ich hatte keine Ahnung, wer all die Leute waren, mit denen wir in verschiedenen Nachkriegsghettos zusammenwohnten, wie sie nach Deutschland gekommen waren: all die Rumänen, Tschechen, Polen, Bulgaren, Jugoslawen, Ungarn, Letten, Litauer, Aserbaidschaner und viele andere, die sich trotz babylonischer Sprachverwirrung irgendwie untereinander verständigten. Ich wusste nur, dass ich zu einer Art Menschenunrat gehörte, zu irgendeinem Kehricht, der vom Krieg übriggeblieben war.

In der deutschen Schule hatte man uns beigebracht, dass die Russen Deutschland überfallen, alles zerstört und den Deutschen ihr halbes Land weggenommen hätten. Ich saß in der hintersten Reihe, neben Inge Krabbes, mit der auch niemand etwas zu tun haben wollte, obwohl sie eine Deutsche war, aber sie trug schmuddelige Kleider und roch schlecht, und die Lehrerin vorn am Pult erzählte, dass die Russen ihrem Verlobten die Augen mit glühenden Kohlen ausgebrannt und kleine Kinder mit ihren Stiefeln zertreten hätten. Alle Köpfe drehten sich nach mir um, selbst Inge Krabbes rückte ein Stück von mir ab, und ich wusste, nach Schulschluss würde wieder die Jagd beginnen.

Meine Lügen konnten mir längst nicht mehr helfen, ich zählte nicht nur zu den russischen Barbaren, sondern war längst als Hochstaplerin enttarnt. Um mich in den Augen der deutschen Kinder aufzuwerten, hatte ich ihnen erzählt, meine Eltern, für die ich mich so schämte, seien gar nicht meine wirklichen Eltern, sie hätten mich auf ihrer Flucht aus Russland im Straßengraben gefunden und mitgenommen, in Wirklichkeit würde ich aus einer reichen russischen Fürstenfamilie stammen, die Schlösser und Güter besaß, wobei ich zu erklären versäumte, wie ich als Fürstenkind in den Straßengraben geraten war, aber für einen Tag oder ein paar Stunden war ich ein verkanntes, geheimnisvolles Wesen, das die staunende Bewunderung der deutschen Kinder genoss. Irgendwann durchschauten sie mich natürlich, und dann jagten sie mich erst recht, die kleinen Rächer des untergegangenen Dritten Reiches, die Kinder der deutschen Kriegerwitwen und Naziväter, sie jagten sämtliche Russen in meiner Gestalt, ich war die Verkörperung der Kommunisten und Bolschewiken, der slawischen Untermenschen, ich war die Verkörperung des Weltfeindes, der sie im Krieg besiegt

hatte, und ich rannte, rannte um mein Leben. Ich wollte nicht sterben wie Dschemila, die kleine Tochter der Jugoslawen, die die deutschen Kinder auch gejagt und eines Tages in die Regnitz gestoßen hatten, in der sie dann ertrunken war. Ich lief und zog eine Woge von Kriegsgeheul hinter mir her, aber ich war eine geübte Sprinterin, inzwischen hatte ich beim Laufen nicht einmal mehr Seitenstechen, sodass es mir meistens gelang, meine Verfolger abzuhängen. Nur bis zu den Kiesgruben musste ich kommen, wo die Grenze zwischen der deutschen Welt und der unseren verlief, hinter den Kiesgruben begann unser Hoheitsgebiet, unsere Terra incognita, auf die außer der Polizei und dem Briefträger noch nie ein Deutscher seinen Fuß gesetzt hatte, auch die deutschen Kinder trauten sich nicht dorthin. Vorn bei den Kiesgruben ging von der asphaltierten Straße ein Trampelpfad ab, der zu den «Häusern» führte. Ich wusste nicht, warum die Deutschen unsere steinernen Blocks so nannten, «Häuser», vielleicht war es die Unterscheidung zwischen uns und den Zigeunern, die noch weiter draußen in Holzbaracken wohnten. Sie standen noch eine Stufe unter uns und lösten in mir ein ähnliches Grausen aus wie wir wahrscheinlich in den Deutschen.

Sobald ich die magische Grenze passiert hatte, war ich in Sicherheit. Hinter der Kurve, wo meine Verfolger mich nicht mehr sehen konnten, ließ ich mich ins Gras fallen und wartete, bis mein rasendes Herz sich beruhigt hatte, bis ich wieder atmen konnte. Für diesen Tag hatte ich es geschafft, an den nächsten dachte ich jetzt noch nicht. Ich trödelte so lange wie möglich, trieb mich an den Flussauen herum, ließ flache Steine über das Wasser der Regnitz springen, stopfte mir Sauerampfer in den Mund, nagte die rohen Futtermaiskolben ab, die ich von den Feldern stahl. Ich wollte nie nach

Hause. Ich wollte weg, immer nur weg, seit ich denken konnte, meine ganze Kindheit wartete ich nur aufs Erwachsenwerden, damit ich endlich wegkonnte. Ich wollte weg aus der deutschen Schule, weg aus den «Häusern», weg von meinen Eltern, weg von allem, das mich ausmachte und mir vorkam wie ein Versehen, in dem ich gefangen war. Selbst wenn ich hätte wissen können, wer meine Eltern und all die anderen waren, zu denen ich gehörte, ich hätte es nicht wissen wollen, es interessierte mich nicht, nichts weniger als das, ich hatte damit nichts zu tun. Ich wollte nur weg, nichts wie weg, alles für immer hinter mir lassen, mich endlich losreißen in mein eigenes und eigentliches Leben, das mich irgendwo draußen in der Welt erwartete.

Ich erinnere mich an mein erstes bewusstes Bild von meiner Mutter: Ich bin etwa vier Jahre alt, wir wohnen im Lagerschuppen einer Eisenwarenfabrik, wo meine Eltern vorübergehendes Asyl in Deutschland gefunden haben. Das Verlassen des Fabrikhofs ist mir unter Strafe verboten, aber schon damals versuche ich ständig zu entkommen. Hinter dem Fabrikhof, auf der großen Leyher Straße, beginnt eine andere, unbekannte Welt. Dort gibt es Geschäfte, eine Straßenbahn, an Kriegsruinen erinnere ich mich nicht, nur an Häuser, die mir vorkommen wie Paläste, Häuser aus Stein, mit großen schweren Türen und hohen Fenstern, an denen Gardinen hängen. Und es gibt eine Wiese mit wilden Birnbäumen. Ich habe noch nie Birnen gegessen, ich möchte wissen, wie sie schmecken. Aber ich bin zu klein, ich erreiche die Äste nicht, an denen die Früchte hängen. Ich probiere es mit einem Stein, den ich in den Baum werfe. Er prallt an einem Ast ab und schießt wieder auf mich zu, ein Bumerang, der mir ein Loch ins Gesicht schlägt, um Haaresbreite das linke Auge verfehlt. Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Hause

komme, weiß nur noch, dass ich auf dem Fabrikhof stehe und mich nicht hineintraue in unsere Behausung. Warmes Blut rinnt über mein Gesicht und tropft mir aufs Kleid. Hinter dem geöffneten Schuppenfenster meine Mutter. Sie hat den Kopf über ein Waschbrett gebeugt und schrubbt Wäsche, eine dunkle Haarsträhne fällt ihr ins Gesicht. Sie hebt den Kopf und sieht mich. Und ich sehe sie, das Bild, das in meiner Erinnerung an sie das erste ist. Sie beginnt mit einem Schrei, der Rest besteht nur aus Augen. Augen, in denen ein Entsetzen steht, das für mich zum Inbegriff von ihr werden wird. Ein Entsetzen von weit her, weit über mich hinaus, unbegreiflich, bodenlos. Das Entsetzen, das sie meint, wenn sie sagt: Wenn du gesehen hättest, was ich gesehen habe ... Immer wieder, der Kehrreim meiner Kindheit: «Wenn du gesehen hättest, was ich gesehen habe ...»

Ich besitze zwei Fotos von ihr, die sie aus der Ukraine mitgebracht hat, Porträtfotos, aufgenommen in einem Studio. Auf einem ist sie ein junges Mädchen im Alter von etwa achtzehn Jahren, neben einer zarten weißhaarigen Frau, von der ich nicht weiß, wer sie ist. Meine sehr schmale, wahrscheinlich unterernährte Mutter trägt ein schlichtes Sommerkleid, ihr dichtes, tintenschwarzes Haar ist zu einem Pagenkopf geschnitten, der damals wahrscheinlich Mode war. Offenbar wollte der Fotograf seine künstlerischen Fähigkeiten zur Geltung bringen und ihr etwas Geheimnisvolles verleihen, denn ihre linke Gesichtshälfte ist von einem Schatten verdunkelt. Sie sieht aus wie ein Kind, aber die Unschuld und Schutzlosigkeit in ihrem Gesicht sind mit einem erschreckenden Wissen gepaart. Schwer zu glauben, dass ein Mensch von solcher Zerbrechlichkeit so ein Wissen aushalten kann - als wäre ein Tonnengewicht an einem Zwirnsfaden aufgehängt. Die weißhaarige Frau neben ihr hat trotz ihrer Zartheit etwas

Maskulines an sich, ihrem Alter nach könnte sie die Großmutter meiner Mutter sein. Ein graues Kleid mit weißem Spitzenkragen, die Haltung aufrecht, streng, im Gesicht der Stolz der Erniedrigten und Beleidigten. Es muss in etwa das Jahr 1938 sein, die Hochzeit des stalinistischen Terrors, des Hungers und der Angst.

Auf dem zweiten Foto ist meine Mutter wohl etwas älter, vielleicht ist diese Aufnahme im Krieg entstanden, kurz vor ihrer Deportation. Hier blicken ihre Augen ganz nach innen, in irgendeine ferne, unergründliche Landschaft, die Schwermut in ihren Zügen vermischt sich mit dem Anflug eines Lächelns. Ihr Gesicht ist eingerahmt von einem Tuch im ukrainischen Folklorestil, das sie lose um den Kopf geschlungen hat. Vielleicht ist sie zum Fotografen gegangen, um ein letztes Foto von sich in der Ukraine machen zu lassen, ein Erinnerungsfoto.

Was für eine schöne Frau, sagt jeder, der diese alten Schwarzweißaufnahmen sieht. Schon in meiner Kindheit war die Schönheit meiner Mutter ein Mythos. Was für eine schöne Frau, hörte ich andere ständig sagen. Und: Was für eine unglückliche Frau. Schönheit und Unglück schienen bei meiner Mutter zusammenzugehören, sich auf rätselhafte Weise zu bedingen.

Zu meinem Archiv gehört noch ein drittes Foto aus der Ukraine. Es zeigt einen gut gekleideten älteren Herrn mit klugen, melancholischen Augen, einer hohen Stirn und einem kurzen, halb ergrauten Vollbart. Er steht hinter zwei sitzenden Frauen, die eine in einem strengen, hochgeschlossenen Kleid, ihr Gesicht das einer Intellektuellen mit einem Zwicker auf der Nase. Die jüngere in einer weißen Bluse, mädchenhaft scheu, im Blick der Ausdruck von Vergeblichkeit. Auf der Rückseite dieses Fotos steht in der Handschrift

meiner Mutter auf Deutsch: «Großvater und zwei Bekannte». Ich weiß nicht, wessen Großvater gemeint ist, meiner oder der meiner Mutter. Ich weiß nicht, warum sie dieses Foto auf Deutsch beschriftet hat, obwohl sie sich meinem Deutsch immer widersetzte und beharrlich Russisch mit mir sprach.

Außer diesen drei Fotos besitze ich noch die zwei bereits erwähnten amtlichen Dokumente. Um die Heiratsurkunde meiner Eltern lesen zu können, muss ich das postkartengroße Stück Papier vor einen Spiegel halten. Es handelt sich um eine mysteriöse Ablichtung mit seitenverkehrter weißer Handschrift auf schwarzem Grund. Im Spiegel kann ich lesen, dass meine Mutter, Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko, am 28. Juli 1943 in Mariupol die Ehe mit meinem Vater geschlossen hat. Die Urkunde ist auf Ukrainisch ausgestellt, der Stempel verblichen, aber deutlich erkennbar ist das deutsche Wort «Standesamt». Jedes Mal wieder stolpere ich über dieses Wort. Was hatten die Deutschen auf dem Standesamt von Mariupol verloren? Ein Detail aus einem Okkupationsalltag, von dem ich mir wenig Vorstellungen mache. Immer kommt es mir vor wie ein Wunder, dass dieses unscheinbare Dokument nicht nur Krieg, Deportation, Arbeitslager und die anschließende Odyssee durch die Nachkriegslager in Deutschland überlebt hat, sondern auch meine späteren Umzüge, von denen ich nicht wenige hinter mir habe. Das über siebzig Jahre alte, offenbar unverwüstliche Beweisstück einer nicht allzu langen, desaströsen Ehe.

Die deutsche Arbeitskarte meiner Mutter ist verschollen, vielleicht irgendwann in einem dunklen, luftlosen Winkel meines Schreibtisches zu Staub zerfallen, aber ich weiß, dass sie bis auf den Namen identisch war mit der am 8. August 1944 in Leipzig ausgestellten Arbeitskarte meines Vaters, die noch erhalten ist. Ein seifenstückgroßes, zweifach gefal-

tetes Stück Papier, stark vergilbt und abgegriffen. Name, Geburtsdatum, Geburtsort meines Vaters, der Kamyschin heißt, sich aber auf dem Weg aus seinem Mund in das Ohr der deutschen Schreibkraft in Chanuchin verwandelt hat. Es folgt:

Staatsangehörigkeit: ungeklärt, Ostarbeiter.
Herkunftsland: Besetzte Ostgebiete.
Kreis: Marienpol.
Wohnhaft: –
Beschäftigt als: Metallhilfsarbeiter.
Arbeitsstelle: ATG Maschinenbau GmbH,
Leipzig W 32, Schönauer Str. 101
Im Inl. seit 14.5.44

Zwei Stempel mit Reichsadler, einer vom Polizeipräsidium, einer vom Arbeitsamt Leipzig, außerdem ein Foto meines Vaters mit einer Nummer, die am Revers seines Anzugs befestigt ist. Auf der Rückseite zwei Fingerabdrücke, linker Zeigefinger, rechter Zeigefinger. Darunter: Diese Arbeitskarte berechtigt nur zur Arbeit bei dem genannten Betriebsführer und wird beim Verlassen dieser Arbeitsstelle ungültig. Der Inhaber hat die Arbeitskarte als Ausweis ständig bei sich zu tragen. Gültig bis auf weiteres. Widerruf vorbehalten.

Aus diesen zwei historischen Dokumenten, der Heiratsurkunde und der Arbeitskarte, den drei Schwarzweißfotos und einer alten Ikone, die meine Mutter in ihrem Bündel auf die weite Reise mitgenommen hatte, bestand mein gesamtes Familienerbe. Die Ikone, handgemalt auf Goldgrund, zeigte die Schar der wichtigsten russisch-orthodoxen Heiligen. Jedes Detail war so kunstvoll ausgearbeitet, dass man sogar die Fingernägel der Heiligen sah.

Wenn ich mich an etwas genau erinnere, dann daran, wie meine Mutter von der Armut ihrer Familie in der Ukraine erzählt hat, vom ständigen Hunger. Die Angst vor Stalin und die Armut waren in meiner Erinnerung das, was ihr Leben in der Ukraine bestimmt hatte. Aber wie war die Armut mit der kostbaren, von dort mitgebrachten Ikone zu vereinbaren? Auch sie hatte auf wundersame Weise Deportation und Arbeitslager überlebt, sie war unterwegs nicht verlorengegangen, war nicht beschädigt worden, niemand hatte sie meiner Mutter weggenommen oder gestohlen. In jeder unserer Baracken hatte sie in einer Ecke gehangen, still und geheimnisvoll schimmernd, zu ihr hatte ich meine heißesten Kindergebete geschickt, die verzweifelten Bitten um das Leben meiner Mutter, wenn sie von meiner Schwester und mir wieder einmal Abschied nahm und sich zum Sterben hinlegte. Jetzt hing die Ikone in meiner Berliner Wohnung über einem alten katholischen Kirchenstuhl, den ich einmal auf einem Dachboden gefunden hatte. Wahrscheinlich war sie das kostbarste Stück, das ich je besaß.

Diesem dürftigen Archiv konnte ich nur noch ein paar unscharfe, fragwürdige Erinnerungen hinzufügen, die Erinnerungen eines Kindes, die vielleicht gar keine Erinnerungen mehr waren, sondern bloßer Schaum, den die jahrzehntelangen Gärungsprozesse der Zeit in meinem Gedächtnis zurückgelassen hatten:

Ich fand in mir das russische Wort advokat – ein solcher soll der Vater meiner Mutter gewesen sein. Immer hatte sie um ihn, den Herzkranken, gebangt, und als sie eines Tages in der Schule aus dem Unterricht geholt wurde, hatte sie sofort gewusst, dass er gestorben war.

Ich fand den Namen «De Martino» – so soll die Mutter meiner Mutter geheißen haben, eine aus einer vermögenden italienischen Familie stammende Frau, von der ich nicht wusste, was sie im letzten oder vorletzten Jahrhundert in die Ukraine verschlagen haben mochte. Dem Vermögen der Familie widersprach das Wort «Kohlenhandlung», das in meinem Gedächtnis gleich neben dem Namen «De Martino» angesiedelt war.

Ich fand den Namen «Medweshja Gora», zu Deutsch Bärenberg – so hieß in meiner Erinnerung der Ort, an den man die Schwester meiner Mutter verbannt hatte. Mehr wusste ich nicht über sie. Mein Gedächtnis hatte nur noch gespeichert, dass die Mutter meiner Mutter sich eines Tages auf den Weg nach Medweshja Gora gemacht hatte, um ihre Tochter im Lager zu besuchen. In dieser Zeit brach der Zweite Weltkrieg aus, und sie kam nicht mehr zurück. Das schien die größte Katastrophe im Leben meiner Mutter gewesen zu sein: dass sie ihre Mutter verloren hatte, dass sie nicht wusste, was mit ihr geschehen war – ob sie noch lebte oder ob sie im deutschen Bombenhagel den Tod gefunden hatte. In meiner kindlichen Vorstellung hatten die Bären in Medweshja Gora sie gefressen.

Ich fand noch einen Bruder, der ein bekannter Opernsänger gewesen sein soll und mit dem meine Mutter eine besonders innige Liebe verbunden hatte. Um ihn hatte sie fast so viele Tränen geweint wie um ihre Mutter.

Im Grunde glaubte ich fast nichts von alledem. Die vermögende italienische Familie, ein Großvater, der Rechtsanwalt gewesen war, der bekannte Opernsänger, sogar die Kohlenhandlung ähnelten verdächtig meinen kindlichen Sehnsüchten nach einer respektablen Herkunft, die aus meiner damaligen Perspektive auch ein Kohlenhändler besaß. Der Opernsänger stammte wahrscheinlich aus späterer Zeit, als ich, ein Mädchen noch, völlig überraschend

die Oper entdeckte und mir offenbar einen Onkel erdichtete, der meine Lieblingsarien von Bellini und Händel sang. Und die Verbannung meiner Tante entstammte möglicherweise meinem kindlichen Verlangen nach tragischer Bedeutsamkeit oder auch nur dem Angstwort «Bärenberg», das ich in irgendeinem ganz anderen Zusammenhang von meiner Mutter gehört haben mochte, vielleicht in einem der vielen Märchen, die sie mir einst erzählte.

Deutlich erinnerte ich mich eigentlich nur noch an eine Erzählung meiner Mutter, in der es um eine Freundin ging. Von ihr hat sie immer wieder gesprochen, mit jenem Entsetzen in den Augen, das ich an ihr so fürchtete. Auch in Mariupol jagten die Nazis die Juden, allein an zwei Tagen im Oktober 1941 wurden in der Stadt achttausend von ihnen erschossen. Was in dem Massaker von Babij Jar gipfelte, gab es überall in der stark von Juden besiedelten Ukraine. Die Freundin meiner Mutter war ebenfalls Jüdin, und eines Tages fasste man auch sie. Sie musste zusammen mit anderen Juden einen langen Graben ausheben und sich dann mit dem Rücken zu den deutschen Maschinengewehren vor den Graben stellen. Sie schaffte es, der Kugel, die sie treffen sollte, zuvorzukommen, indem sie sich eine Sekunde vorher in den Graben fallen ließ. Sie wartete die Dunkelheit ab, arbeitete sich aus dem Leichenberg heraus, unter dem sie begraben lag, und lief zu meiner Mutter. Blutüberströmt stand sie vor ihrer Tür.

Seit langer Zeit zerbrach ich mir den Kopf darüber, in welchem Verhältnis meine Mutter im Krieg zu den deutschen Besatzern gestanden hatte. Die gesamte Bevölkerung der besetzten Gebiete musste damals für die Deutschen arbeiten, es gab keine Alternative. Nur wer arbeitete, bekam Lebensmittelmarken, und ohne Lebensmittelmarken konnte niemand überleben. Doch meine Mutter, die bei Ausbruch des Krieges erst einundzwanzig Jahre alt war, hatte einen besonderen Arbeitsplatz. Sie, die künftige Zwangsarbeiterin, war ausgerechnet beim deutschen Arbeitsamt angestellt, das die Zwangsarbeiter rekrutierte und auf den Transport nach Deutschland brachte. Es war, als hätte sie für ihre eigene Deportation gearbeitet. Zudem waren die Arbeitsämter wesentliche Macht- und Kontrollorgane der deutschen Besatzer, jeder musste sich dort melden, niemand kam an den deutschen Arbeitsämtern vorbei. Was für Aufgaben mochte meine Mutter dort gehabt haben? Stand sie auf der Seite der Deutschen, weil sie in ihnen die Befreier sah, die das Stalin-Regime besiegen würden? Arbeitete sie aus Überzeugung beim Arbeitsamt, oder war sie nur ein zufälliges Rädchen in der deutschen Kriegsmaschinerie? Hatte man sie am Ende genauso verschleppt wie alle andern auch, oder hatte sie sich freiwillig zum Transport gemeldet? War sie ein Opfer der allgegenwärtigen Propaganda, die den leichtgläubigen, in Armut lebenden Sowjetbürgern ein Paradies in Deutschland versprach? Hatte sie dieser Propaganda auch noch 1944 geglaubt, im Jahr ihrer Deportation, als eigentlich schon jeder wusste, was diejenigen erwartete, die täglich zu Tausenden ergriffen und in Viehwaggons ins Deutsche Reich gebracht wurden? Nicht wenige waren zu dieser Zeit bereits wieder zurückgekommen, krank, körperlich und seelisch ruiniert von den brutalen Arbeits- und Lebensbedingungen in Deutschland, leistungsunfähig gewordene Arbeitssklaven, die die Nazis nicht mehr gebrauchen konnten. Vielleicht hatte meine Mutter, wenn sie wirklich freiwillig gegangen sein sollte, das alles gewusst, aber keine Wahl gehabt. Als abzusehen war, dass die Rote Armee Mariupol zurückerobern würde, blieb ihr nur noch die

Flucht, denn eine Mitarbeiterin des deutschen Arbeitsamtes hätte man wahrscheinlich auf der Stelle als Kollaborateurin und Vaterlandsverräterin erschossen. Und womöglich hatte mein Vater noch schwerwiegendere Gründe gehabt als sie, die Sowjetunion zu verlassen. Vielleicht war sie ihm einfach gefolgt, einem Mann, der damals ihr Beschützer, ihre einzige Zuflucht war. Sie selbst war wahrscheinlich viel zu jung, zu unbedarft und zu verstört, um Entscheidungen von solcher Tragweite zu treffen, sich den Gewalten ihrer Zeit und ihres Ortes entgegenzustemmen.

Jetzt, in diesem verzauberten Sommer am See, wurde mir mit zunehmendem Schrecken bewusst, was ich mir vorgenommen hatte. Mein erstes, vor Jahrzehnten erschienenes Buch war so etwas wie der Versuch einer Autobiographie gewesen, aber damals hatte ich keine Ahnung gehabt von meiner Biographie, ich hatte mein Leben und seine Zusammenhänge nicht gekannt. Meine Mutter war immer eine innere Figur für mich geblieben, Teil einer vagen, im Ungefähren angesiedelten Privatvita, die ich mir jenseits politischer und historischer Zusammenhänge erfunden hatte, in einem Niemandsland, in dem ich ein herkunftsloses, wurzelloses Einzelwesen war. Erst sehr viel später begann ich zu begreifen, wer meine Eltern waren und was für einen «Stoff» sie mir hinterlassen hatten. Jetzt stand ich vor der Aufgabe, das Versäumte nachzuholen, in einem vielleicht letzten Buch zu sagen, was ich in meinem ersten hätte sagen müssen. Nur dass ich eben weiterhin so gut wie nichts vom Leben meiner Mutter vor meiner Geburt wusste, schon gar nichts von ihrer Zeit im deutschen Arbeitslager. Ich stand mit leeren Händen da, hatte nur die Geschichtsschreibung und meine Phantasie, die den Abgründen des Themas nicht gewachsen war.

Als diejenigen, die man nach einer Wortschöpfung von Hermann Göring «Ostarbeiter» nannte, in den 1990er Jahren mit großer Verspätung begannen, Entschädigungsansprüche zu stellen, rückte das Thema «Ostarbeiter» ins Licht oder zumindest Halblicht der deutschen Öffentlichkeit. Inzwischen gab es Sachbücher, Berichte und Dokumentationen über die Zwangsarbeit im Dritten Reich, ich konnte lesen und mich informieren. Mittlerweile hatte ich sogar die so lange vergeblich gesuchte literarische Stimme gefunden, ein Buch von Vitalij Sjomin, das in der deutschen Übersetzung «Zum Unterschied ein Zeichen» hieß und schon in den siebziger Jahren erschienen war. Der russische Autor erzählte darin die Geschichte eines Halbwüchsigen, den man aus Rostow am Don verschleppt hatte und der die Zwangsarbeit in Deutschland nur überlebte, weil er überzeugt davon war, dass das, was er sah und erfahren musste, nicht mit ihm zusammen untergehen durfte, dass er verpflichtet war, Zeugnis für die Nachwelt abzulegen. Im Arbeitslager, so schreibt er, war es besser als im Vernichtungslager, aber nur insofern, als man im Arbeitslager nicht sofort ermordet wurde, sondern nach und nach - durch ein unmenschliches Arbeitspensum, Hunger, Schläge, ständige Schikanen und fehlende medizinische Versorgung.

Zu meiner Überraschung hatte ich festgestellt, dass der Übersetzer des Buchs Alexander Kaempfe war, mit dem mich in den siebziger Jahren eine Freundschaft verband. Er las mir oft aus seinen Übersetzungen vor, gut möglich, dass er mir auch aus dem Buch von Vitalij Sjomin vorgelesen hat und ich mich nur deshalb nicht daran erinnerte, weil ich damals ja nicht wusste, dass das Buch von meinen Eltern handelte, dass sie einst ebenfalls zum Unterschied ein Zeichen trugen, den Abnäher «OST», der sie von den rassisch

höher stehenden westeuropäischen Zwangsarbeitern unterschied.

Je länger ich recherchierte, auf desto mehr Ungeheuerlichkeiten stieß ich, von denen bisher kaum jemand gehört zu haben schien. Nicht nur ich selbst war in vielem immer noch ahnungslos, auch von meinen deutschen Freunden, die ich für aufgeklärte, geschichtsbewusste Menschen halte, wusste niemand, wie viele Nazi-Lager es früher auf deutschem Reichsgebiet gegeben hatte. Die einen gingen von zwanzig aus, andere von zweihundert, einige wenige schätzten zweitausend. Nach einer Studie des Holocaust Memorial Museums in Washington belief sich die Zahl aber auf 42 500, die kleinen und die Nebenlager nicht mitgerechnet. 30000 davon waren Zwangsarbeiterlager. In einem Interview mit der «ZEIT», das am 4. März 2013 erschien, sagte der amerikanische Historiker Geoffrey Megargee, der an der Studie mitgearbeitet hatte: Die horrende Zahl der Lager bestätige, dass nahezu allen Deutschen die Existenz dieser Lager bekannt gewesen sei, selbst wenn sie das Ausmaß des Systems dahinter nicht begriffen oder nicht in jedem Fall über die Umstände in den Lagern Bescheid gewusst hätten. Es war die alte Geschichte: Niemand hatte etwas gewusst. Obwohl das mit 42 500 und mehr Lagern überzogene Land ein einziger Gulag gewesen sein muss.

Ich verirrte mich immer tiefer in der Weltgeschichte, in den gespenstischen Tragödien des 20. Jahrhunderts. Die Berichte über die Zwangsarbeit im Dritten Reich waren voller blinder Flecken, Ungereimtheiten und Widersprüche. Mein Thema entglitt mir zusehends, wuchs mir über den Kopf. War es nicht ohnehin schon zu spät, so fragte ich mich, würde mein Atem überhaupt noch reichen, um diesem gewaltigen Stoff gerecht zu werden? Und gab es über-

haupt Worte für alles das, Worte für das Leben meiner in der Anonymität verschollenen Mutter, deren Schicksal für das von Millionen anderer stand?

«Azov's Greeks» hatte ich längst vergessen, da erreichte mich erneut eine E-Mail mit den seltsamen Hieroglyphen in der Absenderzeile, hinter denen sich Konstantin mit dem griechischen Nachnamen verbarg. Ich las:

Sehr geehrte Natalia Nikolajewna!

Ich habe noch einmal nachgesehen und bin zu dem Schluss gekommen, dass es sich bei der in unserem Archiv verzeichneten Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko mit großer Wahrscheinlichkeit doch um Ihre Mutter handelt. Lassen Sie mich von fernher beginnen. Im 19. Jahrhundert lebte in Mariupol ein ukrainischer Großgrundbesitzer aus der Tschernigowschtschina, ein Adeliger namens Epifan Jakowlewitsch Iwaschtschenko. Das war Ihr Urgroßvater. Wahrscheinlich gehörte er zu den ersten Nichtgriechen, die sich zu dieser Zeit in Mariupol ansiedelten, damals noch ein kleines Kaufmannsstädtchen von kaum fünftausend Einwohnern am Asowschen Meer. Er kaufte für sich und seine Familie ein Haus in der Mitropolitskaja-Straße, wurde Hofrat, Schiffseigner und Direktor der Hafenzollbehörde. Im Lauf der Zeit erwarb er mehrere Immobilien in der Stadt, eröffnete einige Geschäfte und kam zu hohem Ansehen. Er war mit einer Anna von Ehrenstreit verheiratet, von der wir nur wissen, dass sie aus dem baltendeutschen Landadel stammte und laut Kirchenbucheintrag von 1845 bis 1908 gelebt hat.

Ihre Urgroßeltern hatten sechs Kinder, zwei Jun-

gen und vier Mädchen. Der älteste Sohn war Jakow, Ihr Großvater, der Vater Ihrer Mutter. Sein jüngerer Bruder Leonid ist laut Kirchenbucheintrag bereits im Alter von sechsundzwanzig Jahren an Epilepsie gestorben. Über die Schwestern Jelena und Natalia ist uns nichts bekannt, aber wir wissen, dass Olga, die dritte Schwester, mit dem bekannten Psychologen und Philosophen Georgi Tschelpanow verheiratet war, der griechische Wurzeln hatte. So ist es auch zu erklären, dass nicht nur der Name Ihrer Mutter, sondern auch Angaben zu Tschelpanows gesamter angeheirateter Familie in unser Archiv gelangt sind.

Die vierte Schwester Ihres Großvaters, Ihre Großtante Valentina, gehörte zur Crème de la Crème der Mariupoler Intelligenzia, sie ist noch heute bekannt in der Stadt. Im beiliegenden Artikel können Sie mehr über sie lesen.

Über Ihre Großmutter wissen wir leider gar nichts, nur dass sie Matilda Iosifowna hieß. Die Schwester Ihrer Mutter hieß Lidia und wurde laut Kirchenregister 1911 geboren. Der Bruder hieß Sergej und kam 1915 zur Welt. Er war Opernsänger, im Krieg sang er an der Front und wurde mit einem Orden ausgezeichnet. Die digitalisierte Ehrenurkunde finden Sie ebenfalls in der Anlage.

Vor kurzem ist ein Buch über Georgi Tschelpanow erschienen, in dem mehrfach auch von der Familie seiner Frau die Rede ist. Ihre Großtante Olga litt offenbar an einer Geisteskrankheit und hat sich mit dreiundvierzig Jahren in Moskau aus dem Fenster gestürzt. Wir werden den Autor um ein Exemplar des Buches für Sie bitten.

Die Geschwister Ihrer Mutter sind vermutlich nicht mehr am Leben. Aber auch deren Nachkommen werden nicht leicht zu finden sein, zumal der Name Iwaschtschenko weit verbreitet ist und wir von Ihrer Tante Lidia nicht mehr wissen als den Vornamen. Die Suche nach weiblichen Personen ist immer sehr erschwert, wenn man den Ehenamen nicht kennt. Deshalb schlage ich vor, dass wir unsere Suche erst einmal auf Ihren Onkel Sergej bzw. auf dessen Nachkommen konzentrieren. Für den Anfang könnten wir uns an die Redaktion der Fernsehsendung «Wart auf mich» wenden. Das ist ein sehr bekanntes Format für die Suche nach Angehörigen, das sowohl in Russland als auch in der Ukraine ausgestrahlt wird.

Ich verstand nicht, was ich las. Wer war dieser Konstantin? Irgendein Internetspuk, ein Spinner, ein Hasardeur? Wollte er mich in einer Zeit, in der es in Russland wieder in Mode gekommen war, wenigstens einen Tropfen blaues Blut in den eigenen Adern nachzuweisen, mit adeligen Vorfahren ködern, um mir dann weitere Lieferungen seines «Wissens» gegen Vorauskasse zukommen zu lassen? Mir schien es völlig ausgeschlossen, dass meine Mutter aus den von ihm beschriebenen Verhältnissen stammte, aus den höheren Ständen. Die Frau, die ich gekannt hatte, gehörte nicht einmal dem niedersten Stand an, geschweige denn einem höheren. Sie war außerhalb aller Stände gewesen, ein slawischer Untermensch, eine armselige, desolate Gestalt, nach der man auf der Straße mit Steinen warf. Hätte sie jemals auch nur die Andeutung einer adeligen Herkunft gemacht, hätte ich das in meinem verzweifelten kindlichen Verlangen nach gesellschaftlicher Aufwertung gierig in mich aufgenommen. Es war, als hätte der Schreiber der E-Mail in den Hirngespinsten meiner Kindheit gelesen, als erzählte er mir meine Lügengeschichten von damals. Offenbar hatte ich es mit einer besonders obskuren Blüte des digitalen Dschungels zu tun.

Ich öffnete die erste Anlage und las die fett gedruckte Überschrift eines Artikels: «Valentina Epifanowna Ostoslawskaja – eine unvergessene Tochter unserer Stadt». Darunter das ovale, medaillonförmige Porträtfoto einer Frau. Mir stockte der Atem. Ich kannte diese Frau, ich kannte sie schon, seit ich denken konnte. Sie war auf dem Papierfoto abgebildet, das zu Hause in meiner Schreibtischschublade lag und auf dessen Rückseite meine Mutter «Großvater und zwei Bekannte» geschrieben hatte. Die Frau, die mich jetzt von meinem Bildschirm ansah, war noch etwas jünger, etwas schmaler, aber es handelte sich unverkennbar um dasselbe Gesicht: das der Intellektuellen mit den hohen Wangenknochen, den strengen Gesichtszügen, dem etwas hochmütigen Mund. Auch auf diesem Foto trug sie ein dunkles, hochgeschlossenes Kleid und einen Zwicker auf der Nase.

Mir war, als schwankte draußen vor dem Fenster der See. Alles um mich herum war plötzlich neu und fremd. Ich starrte auf das Gesicht der Frau auf meinem Bildschirm, und langsam, wie in Zeitlupe, dämmerte mir, was das bedeutete. Dieses Foto war der unglaubliche, phantasmagorische Beweis dafür, dass die Jewgenia Jakowlewna Iwaschtschenko, auf die ich im Forum von «Azov's Greeks» gestoßen war, tatsächlich meine Mutter war. Und die mir so vertraute Frau auf dem Foto, die meine Mutter eine Bekannte genannt hatte, war in Wirklichkeit ihre Tante, eine Schwester ihres Vaters.

Atemlos überflog ich den Artikel. Ich erfuhr, dass die 1870 geborene Valentina Epifanowna ein privates Gymnasium für Mädchen aus mittellosen Familien gegründet hatte. Zeitlebens war sie eine Kämpferin für soziale Gerechtigkeit gewesen, hieß es, ihrem Engagement war zu verdanken, dass zahllose Mariupoler Mädchen den Zugang zu höherer Bildung fanden und dem Leben in Unwissenheit und Armut entkommen konnten. Ideell war sie eng mit ihrem Bruder Jakow, dem Vater meiner Mutter, verbunden, der Jura und Geschichte studiert und schon als Student im Untergrund mit den Bolschewiki zusammengearbeitet hatte. Mit drei-undzwanzig Jahren wurde er von der Geheimpolizei des Zaren verhaftet und für zwanzig Jahre nach Sibirien verbannt.

Valentina Epifanowna, die Tante meiner Mutter, so hieß es, war mit Wassilij Ostoslawskij verheiratet gewesen, einem Mann aus einer außerordentlich vermögenden russischen Adelsfamilie, die bekannt war für ihre Bildung, Weltoffenheit und Liberalität. Nach der Revolution, so las ich, starb dieser Mann an Hunger, zusammen mit den Millionen anderer, die während der großen Hungerkatastrophe in der Ukraine ihr Leben ließen. Valentinas Gymnasium brannte während des Bürgerkriegs ab, kurz darauf starb sie achtundvierzigjährig an der damals grassierenden Spanischen Grippe, Ihr Sohn Iwan Ostoslawskij wurde ein bedeutender Aerodynamiker, dessen Bücher Pflichtlektüre für die Studenten der Luft- und Raumfahrttechnik in der gesamten Sowjetunion waren. Ein Foto zeigte einen älteren Mann, der aussah wie ein Bernhardiner, mit derben Gesichtszügen und klugen, blitzenden Augen. Valentinas Tochter Irina Ostoslawskaja brachte es bis zur stellvertretenden Ministerin für öffentliche Bildung, wurde aber unter Stalin als Volksfeindin verhaftet und nach Sibirien verbannt.

Und noch etwas erfuhr ich. Mein Urgroßvater Epifan,

der aus der Tschernigowschtschina stammende Großgrundbesitzer, soll in Mariupol nach und nach dem Alkohol verfallen sein und sein ganzes Vermögen verloren haben. Irgendwann, so hieß es, sei er spurlos verschwunden und habe seine Frau, Anna von Ehrenstreit, mit ihren sechs Kindern allein und mittellos zurückgelassen. Ein Gerücht besagte, dass er auf einem seiner einstigen Frachtschiffe nach Indien geflohen war.

Mir war, als bräuchte ich einen zweiten Kopf, um all das zu fassen, in mich aufzunehmen, zu verstehen. Bisher hatte ich immer erlebt, dass die Wahrheit sich als Lüge herausstellte, nun, es war zum Lachen, hatten meine Kinderlügen sich in ihrem Kern als Wahrheit erwiesen.

Am meisten erschütterte mich die nie geahnte Fallhöhe meiner Mutter. Warum hatte sie nie von ihrer Herkunft gesprochen, sie nie auch nur mit einem einzigen Wort erwähnt? Warum hatte sie sogar ihre Verwandtschaft mit ihrer Tante Valentina geleugnet und sie eine Bekannte genannt? In meinen Augen war meine Mutter immer eine aus armseligen Verhältnissen stammende Frau aus dem Volk gewesen, ihre wahre Herkunft, die mir immer noch vorkam wie eine abstruse Erfindung, verlieh ihrem Schicksal eine ganz neue, mir unfassbare Dimension von Brutalität.

Mit tauben Fingern öffnete ich die zweite Anlage, die mit der E-Mail von «Azov's Greeks» eingegangen war. Auf meinem Monitor erschien die digitale Kopie eines verwitterten, bräunlich verfärbten Dokuments, auf der ich die stark verblichene russische Maschinenschrift erst nach mehrfacher Vergrößerung entziffern konnte. Ich las:

Der Staatsorden des Roten Sterns wird verliehen an Iwaschtschenko, Sergej Jakowlewitsch, geboren 1915 in Mariupol, Parteimitglied, in der Roten Armee seit 1939, Sergeant, seit den ersten Kriegstagen an der Front, einberufen von Kiew aus, keine Verwundungen.

Als Solist des Gesangsensembles «Rotes Banner» hat der Genosse Iwaschtschenko sich um die klassische russische Musik verdient gemacht, indem er Soldaten und Offizieren an der Front Arien aus russischen Opern vortrug. Das «Indische Lied» aus der Oper «Sadko» von Rimskij-Korsakow und Galizkijs Arie aus der Oper «Fürst Konstantin» von Alexander Borodin wurden zu Lieblingsmelodien in den Einheiten und Truppenverbänden, vor denen der Genosse Iwaschtschenko auftrat. Er schreckte vor keinen Gefahren und Unbilden zurück, auch unter widrigsten Umständen setzte er seine Auftritte fort, zuweilen unter Lebensgefahr. Sein Vortrag blieb stets von höchster künstlerischer Qualität, wofür die Frontsoldaten ihn liehten und verehrten. Der Genosse zeichnet sich durch eine vorbildliche Arbeitsmoral und Disziplin aus, er ist der Partei Lenins und Stalins treu ergeben und dient selbstlos seiner sozialistischen Heimat. Er wurde bereits mit der Medaille für Verdienste um die Verteidigung von Stalingrad ausgezeichnet. Hiermit verleiht die sowjetische Regierung ihm den Staatsorden des Roten Sterns.

Leiter der Abteilung Presse, Propaganda und Agitation

Oberst B.F. Prokofjew

Mehrere Tage verbrachte ich in einer Art Schockstarre. Ich tat, was ich immer tat, ich saß draußen auf dem Balkon, ich ging am See spazieren, ich kochte mir etwas zu essen, aber das war nicht ich, ich sah einer Fremden bei ihren Verrichtungen zu. Ich sah ihr dabei zu, wie sie stundenlang versonnen an eine Wand starrte oder auf einmal in grundloses Gelächter ausbrach. Es ging so weit, dass ich in inneren, mir selbst nicht verständlichen Gesprächen mit unsichtbaren Personen plötzlich zu gestikulieren, heftig zu widersprechen oder zustimmend zu nicken begann. Ein Außenstehender hätte mich für eine Geistesgestörte gehalten.

Immer wieder las ich Konstantins E-Mail und die Anlagen, immer wieder musste ich mir selbst versichern, dass ich nicht träumte. Mit Verwunderung verweilten meine Augen auf dem Namen meiner Großmutter. So also hatte sie geheißen, die Mutter meiner Mutter: Matilda Iosifowna. Eine Matilda, deren Vater Iosif hieß. Es war ein weiblicher Vorname, den ich im Russischen noch nie gehört hatte. Konstantin hatte Zugang zu einem digitalisierten Kirchenregister von Mariupol und teilte mir mit, dass die Religionszugehörigkeit von Matilda Iosifowna mit römisch-katholisch angegeben war. In Verbindung mit dem Namen Matilda war das bereits ein deutlicher Hinweis auf die italienische Herkunft meiner Großmutter, zumal einiges dafür sprach, dass ihr von Iosif abgeleiteter Vatersname die russifizierte Form von Giuseppe war. Aber diese Dinge fanden in meinem Bewusstsein noch keinen Platz, zu viel auf einmal stürmte auf mich ein.

Mir kam es vor, als hätte ich mit dem Namen der Mutter meiner Mutter sie selbst gefunden. Matilda Iosifowna, die Frau, um die meine Mutter so viele Tränen geweint hatte, die sich auf die weite Reise zu ihrer verbannten Tochter Lidia gemacht hatte und nicht wiedergekommen war. Es schien, als hätte mein Fund jenen Teil des Unglücks meiner Mutter rückgängig gemacht, der im Schmerz um ihre verschollene Mutter bestanden und dazu beigetragen hatte, dass sie nicht mehr leben konnte. Immer wieder stellte ich mir vor, zu meiner Mutter zu laufen und ihr die Botschaft zu überbringen: Matilda Iosifowna, deine Mutter, ich habe sie wiedergefunden, Matilda, erkennst du sie wieder? Ich habe sie wirklich gefunden, hier ist sie, schau ...

Die Magie der Namen. Auch die Geschwister meiner Mutter waren plötzlich leibhaftige Menschen geworden. Lidia und Sergej. Ich fand es ganz selbstverständlich, dass sie nur so und nicht anders geheißen haben konnten, es wunderte mich, dass ich nicht von selbst darauf gekommen war. Lidia und Sergej, zwei Namen, die wie eine natürliche Ergänzung des Namens meiner Mutter klangen. Meine Tante Lidia und mein Onkel Sergej. Immer wieder las ich Sergejs Ehrenurkunde, das Beweisstück seiner Auszeichnung mit dem Staatsorden des Roten Sterns, suchte darin nach Anhaltspunkten für sein Leben, die auch Anhaltspunkte für das Leben meiner Mutter gewesen wären.

Jedes Mal, wenn ich mir meinen Phantasieonkel vorgestellt hatte, den Opernsänger, hatte ich einen Tenor gehört, der so strahlende Arien wie «Lunge da lei» oder «Care selve» sang, aber die in der Urkunde genannten Partien verrieten, dass er eine Bassstimme gehabt hatte. Sofort erschien vor meinem inneren Auge ein ganz anderer Mann, einer mit einer wuchtigen, bauchigen Statur, mit einer voluminösen, dunklen Sprechstimme. Ein Frontsänger, ein Parteimitglied, Solist in einem Gesangsensemble namens «Rotes Banner». Die Urkunde nahm meinem Onkel den Glanz, den ein Opernsänger für mich hatte. Mehr als für seine gesanglichen Leistungen hatte man ihm den Staatsorden offenbar für seine Linientreue, für seine Vorbildlichkeit als Sowjet-

bürger verliehen. Konstantin hielt es für sehr ungewöhnlich, dass jemand, der aus einer adeligen Familie stammte, in der damaligen Zeit in die KPdSU aufgenommen und mit einem Staatsorden ausgezeichnet wurde, nach seiner Meinung ging eher ein Kamel durchs Nadelöhr. Wer also war der Bruder meiner Mutter? Was hatte er getan, um durchs Nadelöhr zu gehen? Da seine Schwester Lidia in ein Straflager verbannt worden war und somit zweifellos als Volksfeindin gegolten hatte, muss das Nadelöhr für Sergej ein doppelt enges gewesen sein. Und wie war es möglich, dass meine Mutter ihren Bruder mit einer so innigen Liebe geliebt hatte, obwohl die KPdSU, wie ich mit Sicherheit weiß, der Inbegriff des Bösen für sie war? Wenn ich mich an etwas genau erinnere, dann an den Hass meiner Eltern gegen die Sowjetmacht, gegen Stalin, dieser Hass war vielleicht ihre stärkste Gemeinsamkeit. Nie verlor meine Mutter die Angst vor dem langen Arm des Regimes, vor dem man in ihren Augen nirgends auf der Welt sicher war. Die Sowjets waren schuld am Fiasko ihres Lebens, sie hatten zahllose Menschen ermordet, sie hatten ihre Heimat zerstört und zwangen sie zum Leben in einem fremden Land.

Nun also hatte sich herausgestellt, dass auch ihr Vater ein Sozialist gewesen war, ein Bolschewik der ersten Stunde, der für seine Überzeugungen vom Zarenregime für zwanzig Jahre in die Verbannung geschickt worden war. Meine Verwirrung wuchs. Was für eine Familie war das? Der Vater meiner Mutter ein bolschewistischer Revolutionär mit einer langen Verbannungsgeschichte, ihr Bruder ein dekoriertes Parteimitglied, ihre Schwester und sie selbst Renegatinnen, die eine verbannt in ein sowjetisches Arbeitslager, die andere Zwangsarbeiterin beim deutschen Kriegsfeind, eine potenzielle Kollaborateurin. Musste nicht ein Abgrund

durch diese Familie gegangen sein? Wie konnte meine Mutter die Sowjetmacht gehasst und gleichzeitig einen Vater und einen Bruder geliebt haben, die sich beide in den Dienst dieser Macht gestellt hatten?

Meine Vorstellung von der Familie meiner Mutter, so diffus sie auch gewesen war, hatte sich als völlig irreal und abwegig erwiesen. Jetzt wusste ich weniger denn je. Ich wusste nur, dass meine Mutter eine ganz und gar andere gewesen war, als ich immer angenommen hatte, und dass ich selbst nicht die war, für die ich mich gehalten hatte.

Dass ihr Vater Geschichte und Jura studiert hatte, passte zu dem Wort advokat in meinem Gedächtnis, aber dieses Wort hatte sich in mir immer mit dem Bild eines gediegenen bürgerlichen Herrn verbunden, der den ganzen Tag in seinem Kabinett saß, Tee aus einem Samowar trank, Klienten empfing und durch eine Lorgnette Gerichtsakten studierte. Zwanzig Jahre Verbannung veränderten das Bild dieses «Herrn» gewaltig. Er war nicht etwa ein solider Student gewesen, der Paragraphen büffelte und sich auf seine berufliche Karriere vorbereitete, sondern ein junger, im bolschewistischen Untergrund agierender Rebell, der Bruder einer Frau, die ein Gymnasium für Mädchen aus mittellosen Familien gegründet hatte - ein Geschwisterpaar, das für den Kampf um soziale Gerechtigkeit stand, für die Verbundenheit mit dem vom Zarenregime geknechteten Volk, für die Abschaffung der eigenen adeligen Klasse. Dafür hatte mein Großvater teuer bezahlt, mit zwanzig Jahren irgendwo in der sibirischen Wildnis, wahrscheinlich mit einem beträchtlichen Teil seiner Lebenssubstanz. Ein Mensch mit einem grausamen Schicksal, der nichts gemeinsam haben konnte mit dem Phantasieadvokaten meiner Kindheit.

Laut Kirchenregister war er 1864 geboren. Wenn man ihn mit dreiundzwanzig Jahren verbannt hatte, war er erst 1907 wieder freigekommen, mit dreiundvierzig. Und erst dreizehn Jahre später wurde meine Mutter geboren, als er schon sechsundfünfzig war. Es war eine auffällige Parallele zwischen ihr und mir: Auch ich hatte einen alten Vater gehabt, einen, der zwanzig Jahre älter war als meine Mutter. Und auch ihr Vater musste, wie der meine, mit einer deutlich jüngeren Frau verheiratet gewesen sein, sonst hätte meine Mutter nicht zur Welt kommen können. Wahrscheinlich hatte er nach seiner Rückkehr aus Sibirien die damals noch junge Matilda Iosifowna geheiratet, vier Jahre später wurde Lidia geboren, die Schwester meiner Mutter, und vier weitere Jahre danach Sergej, ihr Bruder. Meine Mutter war das jüngste der drei Geschwister, eine Nachzüglerin, vielleicht das Nesthäkchen. Obwohl es damals, im Jahr 1920, kein Nest mehr gegeben haben konnte, die Familie musste längst enteignet gewesen sein und war wahrscheinlich schweren Repressalien ausgesetzt. Die Geschwister meiner Mutter hatten wenigstens noch die letzten Jahre vor der Revolution erlebt, sie hatten noch für kurze Zeit die Privilegien ihrer Herkunft genossen. Meine Mutter hingegen kannte nur die Zerstörung dessen, was ihr selbst nie zugutegekommen war. Sie war mitten hineingeboren in den Bürgerkrieg, den Terror, den Hunger, die Verfolgung. Das stand für sie am Anfang und auch am Ende ihrer Zeit in der Ukraine, etwas anderes hatte sie dort nie kennengelernt.

Nach und nach begriff ich, warum sie ihre Herkunft nie erwähnt hatte. Zu ihrer Zeit in der Sowjetunion hatte es nichts Schlimmeres gegeben, als adelig zu sein. Es war ein Verbrechen, eine angeborene Schuld, die größte Schmach, ein Grund, sie umzubringen. Und wahrscheinlich vermischte sich in ihr die Angst mit Selbstverachtung und Scham, weil sie nach und nach selbst geglaubt hatte, dass Menschen wie sie ein minderwertiger Auswuchs der Gesellschaft waren, dass sie keine Lebensberechtigung besaßen, sondern auf den Müll der Geschichte gehörten. Sie war nicht erst in Deutschland zum Untermenschen erklärt worden, sie war bereits in der Ukraine einer gewesen, meine arme, kleine, verrückt gewordene Mutter, die aus dem dichtesten Dunkel des blutrünstigen 20. Jahrhunderts kam.

Auch eine andere Version hielt ich für möglich. Man hatte ihr nicht gesagt, wer sie war, man hatte es ihr verschwiegen, um sie zu schützen. Vielleicht hatte sie, ähnlich wie auch ich, ihr Leben lang nicht gewusst, was ihre Wurzeln waren. Vielleicht hatte sie die Welt ihrer Vorfahren nicht einmal mehr vom Hörensagen gekannt, weil man das Sagen und das Hören in der sowjetischen Ukraine abgeschafft hatte und weil ihre soziale Klasse schon in ihrer Kindheit so gründlich ausgerottet war, dass sie gar nicht mehr vorkam in der gesellschaftlichen Realität.

Vielleicht hatte sie ja auf das Foto aus der Ukraine «Großvater und zwei Bekannte» geschrieben, weil sie tatsächlich
nicht gewusst hatte, wer die beiden Frauen darauf waren,
die zweite, die jüngere mit dem zaghaften Lächeln im
Gesicht, womöglich ebenfalls eine ihrer Tanten, eine weitere Schwester ihres Vaters. Vielleicht hatten die gewaltigen
Zerstörungen ihrer Zeit die Menschen in ein solches Chaos
geworfen, sie derart entwurzelt und versprengt, dass alle
Zusammenhänge gerissen waren, dass keiner mehr den
anderen kannte. Oder sie hatte beim Beschriften des Fotos
einfach nur gedacht, dass die beiden Frauen für uns, meine
Schwester und mich, ohne Bedeutung seien, weil wir sie ja
sowieso nicht kannten und nie kennenlernen würden, weil

nichts aus der Welt, in der sie gelebt hatte, in die deutsche Fremde hinüberzuretten war.

Aber nach allem, was ich jetzt wusste, war eines klar: Der Mann auf dem Foto war nicht der Großvater meiner Mutter. Er war ihr Vater und mein Großvater. Meine Mutter hatte das Foto mit Blick auf meine Schwester und mich beschriftet. Allerdings glich der Vater meiner Mutter viel eher meiner alten Vorstellung von ihm als der neuen. Ich konnte in ihm nichts von einem einstigen Revolutionär und sibirischen Sträfling erkennen, er erinnerte in der Tat sehr viel eher an jenen bürgerlichen, respektablen Rechtsanwalt, dessen Bild ich als Kind vor mir gesehen hatte. Er strahlte Ruhe und Wärme aus, hatte kluge, weiche Gesichtszüge und die traurigen Augen meiner Mutter. Wahrscheinlich waren es nicht nur sein Alter und seine Herzkrankheit, die meine Mutter um ihn bangen ließen. Es gab noch eine dritte Gefahr, die vielleicht unberechenbarer war als alle biologischen Faktoren: Ein politischer Mensch konnte jederzeit in Stalins Todesmühlen geraten. Davor war niemand gefeit, erst recht nicht ein Mensch wie er, der nicht nur die Erblast des Adels trug, sondern in der Zarenzeit auch einen rebellischen, ungehorsamen Geist bewiesen hatte. Jedes Aufbegehren gegen die Macht war Stalin suspekt, egal, um welche es sich handelte. Als ich erneut in das digitalisierte Kirchenregister sah, das Konstantin mir zugänglich gemacht hatte, bemerkte ich ein vielsagendes Detail. Bei den anderen Familienmitgliedern, deren Todesdaten eingetragen waren, war auch die jeweilige Todesursache angegeben. Nur beim Vater meiner Mutter nicht. Von ihm erfuhr man bloß das Todesjahr: 1937. Es war das vielleicht schrecklichste Jahr der sowjetischen Geschichte, der Zenit der Säuberungen, die zu den größten politischen Massakern der Menschheitsgeschichte

gehörten. Meine Mutter war zu dieser Zeit siebzehn Jahre alt gewesen.

Später, als ich mich im Dickicht der mir mein Leben lang völlig fremden Verwandtschaftsbeziehungen zu orientieren versuchte und die Jahreszahlen miteinander verglich, begriff ich, dass meine Mutter als spätes Kind ihres Vaters nicht nur in eine Fülle von Gewalt und Vernichtung hineingeboren war, sondern auch in eine große Leere. Nicht nur die Welt ihrer Vorfahren war zu dieser Zeit verschwunden, sondern auch der Großteil ihrer Vorfahren selbst. Von dem verzweigten ukrainisch-italienischen Familienverband war so gut wie nichts mehr übrig. Ihre Tante Valentina, die Gründerin des Mädchengymnasiums, war zwei Jahre vor ihrer Geburt an der Spanischen Grippe gestorben, ihre Tante Olga hatte sich schon vierzehn Jahre vorher aus dem Fenster gestürzt. Thre baltendeutsche Großmutter Anna von Ehrenstreit war seit zwölf Jahren unter der Erde, ihr Großvater Epifan, der einstige Großgrundbesitzer aus der Tschernigowschtschina, musste schon vor längerer Zeit das Weite gesucht haben, ihr Onkel Leonid war fast zwanzig Jahre vor ihrer Geburt an Epilepsie gestorben. Nur die Todesdaten ihrer Tanten Natalia und Jelena waren nicht überliefert, das Kirchenbuch gab lediglich Auskunft über die Daten ihrer Geburt. Demnach waren sie beide schon so lange vor meiner Mutter geboren, dass sie die, wenn überhaupt, nur noch als ältere Frauen gekannt haben konnte.

Mir war ein seltsames Wunder geschehen. Die Blackbox meines Lebens hatte sich in der Neige meiner Jahre geöffnet, und wenn ich darin bis jetzt auch nichts anderes als eine neue Blackbox sah, in der vielleicht eine weitere und noch eine weitere versteckt war, wie bei den Matrjoschkas, den russischen Puppen in der Puppe, wenn ich auch nicht am Ende meiner Fragen angelangt war, sondern erst an ihrem Anfang, so hielt ich es jetzt zum ersten Mal in meinem Leben für möglich, dass ich nicht außerhalb der Menschheitsgeschichte stand, sondern zu ihr gehörte wie jeder andere auch. Allerdings bezog sich alles, was ich bisher erfahren hatte, nur auf die Familie des Vaters meiner Mutter. Eine Spur zu ihrer Mutter suchten wir, Konstantin und ich, bis jetzt vergeblich. Im Kirchenbuch waren weder ihr Mädchenname noch ihr Geburtsjahr eingetragen, nur ihr Vorname, ihr Vatersname und die Religionszugehörigkeit. Eine römisch-katholische Matilda Iosifowna, vermutlich eine Italienerin, war die große Unbekannte in meiner Gleichung.

Religionszügenörigkeit. Eine römisch-katholische Matilda Iosifowna, vermutlich eine Italienerin, war die große Unbekannte in meiner Gleichung.

ik merkenge inggrupga kanganga pantu pedahan renterga a patakan dari pangan pantungan pentuapan beringan dari pangan pang

Am See kündigte sich der Herbst an – mit einem überraschenden gelben Blatt auf meinem Balkon, mit dem plötzlichen Verschwinden der Ameisenstraße in der Küche, die ich wochenlang erfolglos bekämpft hatte. Abends,



wenn das weiche, schläfrige Licht auf dem spiegelglatten See lag, wenn die Luft so still wurde, dass sich kein einziges Blatt mehr regte und selbst die schwatzhaften Wasservögel keinen Laut mehr von sich gaben, herrschte ein Frieden, der so bestürzend und unwirklich war, dass mir schien, ich befände mich gar nicht mehr in der bewohnten Welt.

Während ich mein Gepäck ins Auto trug, war in mir eine unerklärliche Angst. Mir kam es vor, als ließe ich mit meiner Abreise alles zurück, was ich an diesem Ort gefunden hatte. Ich konnte mir nicht vorstellen, es in dem flachen, unscheinbaren Kästchen namens Laptop, in irgendwelchen Chips und Elektroden, mit nach Hause nehmen zu können. Auch Konstantin schien mir abhandenzukommen, indem ich den Ort unserer Korrespondenz verließ, der ukrainische Konstantin mit den griechischen Wurzeln, der gar nicht in Mariupol wohnte, wie ich inzwischen wusste. Er war zwar

in der Ukraine geboren, lebte aber seit langem im nordrussischen Tscherepowez, wo er als Ingenieur in einem Stahlwerk arbeitete und nebenbei ein Forum für griechischstämmige Ukrainer betrieb. Er war verheiratet, hatte vier Kinder und zahlreiche Enkel. Einer seiner Söhne lebte als Historiker in den USA.

Warum er die Suche nach meiner Mutter in die Hand genommen hatte, wusste ich nicht. Ich hatte mit ihm das größtmögliche Glück, das man haben konnte. Er kannte sich nicht nur hervorragend in der russischen Geschichte aus, war nicht nur das, was man einen Computerfreak nennt, sondern auch ein leidenschaftlicher Genealoge. Schon als Kind war es seine Lieblingsbeschäftigung gewesen, Stammbäume mit möglichst vielen Zweigen zu malen. Seinen eigenen Stammbaum hatte er bis ins 16. Jahrhundert, wenn nicht noch weiter zurück verfolgt, die Anzahl der von ihm gefundenen Vorfahren füllte etliche laufende Meter Papier.

Sein detektivisches Meisterstück bestand darin, dass er über sechzig Jahre nach Kriegsende irgendwo in der Landschaft eine abgebrochene, von Einschüssen durchlöcherte Tragfläche fand, auf der noch die Nummer des Kampfflugzeuges zu lesen war, das sein verschollener Onkel geflogen hatte. Wie alle im Krieg Vermissten hatte dieser Onkel in der Sowjetunion unter dem Verdacht der Desertion gestanden. Mit seinem späten, spektakulären Fund hatte Konstantin die Wahrheit zutage gebracht. Der Onkel wurde post mortem rehabilitiert, dessen Sohn, der in einem ukrainischen Dorf von einer armseligen Landwirtschaft lebte, weil Nachfahren potenzieller Deserteure keine Arbeit bekamen, erhielt auf seine alten Tage eine bescheidene Wiedergutmachung, von der er sich eine Zahnprothese leisten konnte. Konstantin hatte sogar herausgefunden, dass ein deutscher Kampf-

pilot und Ritterkreuzträger namens Hubertus von Bonin die Iljuschin seines Onkels abgeschossen hatte, einer der erfolgreichsten deutschen Jagdflieger des Zweiten Weltkriegs, der bei einem späteren Luftkampf selbst ums Leben kam. Ich fand im Handumdrehen einen Neffen von ihm im Internet und fungierte als Übersetzerin einer kleinen Mailkorrespondenz zwischen Konstantin und ihm. Der deutsche Nachkomme des Ritterkreuzträgers schien nicht so recht zu verstehen, was der Russe von ihm wollte, vielleicht hegte er den Verdacht, dass der aus dem Nichts aufgetauchte Fremde ihm eine Schuld dafür zuweisen wollte, dass sein Onkel vor siebzig Jahren einen Verwandten im Luftkampf getötet hatte, womöglich glaubte er sogar, Konstantin hätte irgendwelche privaten Entschädigungsforderungen im Sinn. Jedenfalls prallten alle Gesprächsangebote, die Konstantin ihm machte, an seinen preußischen Höflichkeiten ab. Mir tat das leid für Konstantin, der einfach nur ein bisschen hatte plaudern wollen, er hätte gern erfahren, was für ein Mensch es war, der die tödlichen Schüsse auf das Flugzeug seines Onkels abgegeben hatte, und sicher hätte er sich auch über eine Frage nach seinem Onkel gefreut. Aber diese Frage wurde ihm nicht gestellt. Der Detektiv in Konstantin triumphierte trotzdem. Nach mehr als siebzig Jahren hatte er in Deutschland einen Nachkommen des Mannes gefunden, von dem die Einschusslöcher in der Iljuschin seines Onkels stammten, und er hatte sogar ein paar E-Mails mit ihm ausgetauscht. Nun fehlte ihm, der nie ruhte, bis er auch das letzte Teil eines Puzzles gefunden hatte, nur noch die sogenannte Abschussmeldung. Er hatte bereits vor Jahren beim deutschen Militärarchiv angefragt und keine Antwort bekommen. Nun wandte ich mich an das Archiv. Nachdem ich mit Konstantins Hilfe ein kompliziertes Formular ausgefüllt und dreißig Euro überwiesen hatte, erhielt ich nach etwa zwei Monaten ein kleines Päckchen, in dem sich eine verplombte Filmspule befand. Man hatte das alte Filmmaterial nach dem Krieg von einem amerikanischen Militärarchiv zurückgekauft, nun kehrte der Film an den Ort seiner Entstehung zurück. Die Qualität der Aufnahmen war schlecht, aber Konstantin sah darauf alles, was er hatte sehen wollen, der letzte Beweis war erbracht.

Ich glaube, dass Konstantin nicht nur mir bei der Suche half. Sobald er von der Arbeit nach Hause kam, setzte er sich an sein digitales Schaltpult und fügte zerrissene Fäden zusammen - das war seine Leidenschaft, seine Obsession, seine innere Notwendigkeit. Er holte das Verschwundene in die Welt zurück, erstellte große, komplizierte Stammbäume, wie schon als Kind, nur dass er jetzt den Computer dafür benutzte. Ich nehme an, dass das Internet ihm, der sein Leben lang nicht hatte reisen dürfen und dann, als es ihm erlaubt wurde, zu arm dafür war, auch die Welt ersetzte. Virtuell konnte er ungehindert an alle Orte seiner Suche reisen. Am Ende hatte er auch für mich einen Stammbaum erstellt, der kein Baum, sondern ein Wald war, in dem ich mich ständig verlief. Ich, die ich nie Vorfahren gehabt hatte, besaß plötzlich so viele davon, dass ich sie alle durcheinanderbrachte und oft nicht wusste, was es mit all den Ouerverbindungen und Verwandtschaftsgraden auf sich hatte. Ich hatte mir diesen Stammbaum vergrößert an die Wand über meinem Schreibtisch gepinnt, und zuweilen saß ich davor und studierte ihn wie eine Weltkarte.

Inzwischen wusste ich, dass ich mitnichten die Einzige war, die suchte. Nach der Revolution hatte man die Adeligen und Besitzenden umgebracht oder aus dem Land vertrieben, man hatte die Bauern enteignet und in Lager gebracht, zahllose Intellektuelle verschwanden im Gulag oder in der Emigration, im Krieg kamen weitere zwanzig Millionen um, manche Schätzungen lagen deutlich höher. All das hatte im 20. Jahrhundert die natürlichen Verbindungen zwischen den Generationen gekappt. Jetzt, nach fast hundert Jahren Angst und Schweigen, machten sich in der ehemaligen Sowjetunion ganze Völker auf die Suche nach Angehörigen, nach Vermissten, Verhafteten und nie Zurückgekehrten, sie waren auf der Suche nach ihrer Herkunft, nach ihrer Identität, ihren Wurzeln. In der Familienchronik der Iwaschtschenkos war meine im Jahr 1920 geborene Mutter die letzte verzeichnete Person. Mit ihr riss die Familiengeschichte ab. Sie war das Schlusslicht der Familie vor dem Beginn des großen Verschwindens, schon die Kinder ihrer Geschwister wurden nicht mehr erwähnt, geschweige deren Kinder.

Nach niemandem konnte jetzt mehr Nachfrage bestehen als nach einem so besessenen Spurensucher wie Konstantin. Er schlug Schneisen ins Dickicht, ich folgte ihm. Und er folgte mir, das war das Unbegreiflichste für mich. Er folgte mir in alle Höhen und Tiefen der Suche, er teilte mein Fieber, meine Enttäuschung, wenn eine gefundene Spur sich wieder einmal im Nichts verlor. Manchmal dachte ich, dass er mein größter Fund war. Ohne ihn hätte ich mich sehr schnell im Dschungel des russischen Internets verirrt, ohne seine Beharrlichkeit hätte ich die Suche an einem ihrer toten Punkte aufgegeben. Aber Konstantin ließ nicht locker, er machte immer weiter, war die treibende Kraft der Suche und zog mich mit. Er war der Zauberer, ich seine Assistentin, die Gehilfin eines Meisterdetektivs. Er war mir ein Rätsel, das einzige auf meiner Suche, das zu lösen er mir niemals half.

Zu Hause erwartete mich das Buch, das er mir zu schicken versprochen hatte: das Buch über Georgi Tschelpanow, den ukrainischen Philosophen und Psychologen, der Olga, eine Tante meiner Mutter, geheiratet hatte und dem ich den Interneteintrag über meine Mutter verdankte. Aus dem deutschen Wikipedia-Artikel über ihn wusste ich bereits, dass er von 1863 bis 1936 gelebt hatte, ein Neokantianer, der die erste russische Forschungseinrichtung für experimentelle Psychologie gegründet hatte. Aus seiner Feder stammte eine ganze Reihe von Büchern, «Gehirn und Seele», «Lehrbuch der Logik», «Einführung in die experimentelle Psychologie» und andere mehr. Es war möglich, dass meine Mutter ihn noch gekannt hatte, denn nach dem Freitod seiner Frau Olga soll er noch oft in seine Heimatstadt Mariupol gereist sein, und vielleicht hatte er bei dieser Gelegenheit auch seinen Schwager besucht, den Vater meiner Mutter.

Das Päckchen mit dem Buch war nur von einer Schnur zusammengehalten und auf einer Seite von oben bis unten mit Briefmarken niedrigen Wertes beklebt, offenbar hatte es auf der Post von Tscherepowez gerade keine anderen gegeben. Auf dem kleinen weißen Papierquadrat erkannte ich die Schrift, die ich beim Schreiben von E-Mails benutze. Konstantin hatte, um Fehler zu vermeiden, die Adresse nicht von Hand abgeschrieben, sondern meine E-Mail ausgedruckt, die Adresse ausgeschnitten und auf das graue Packpapier geklebt. Umständlich knotete ich die Schnur auf. Es wäre mir vorgekommen wie ein Sakrileg, wenn ich sie zerschnitten hätte, eine ausgefranste, schon mehrfach benutzte Juteschnur, wie ich sie nur noch aus meiner Kindheit kannte. Zum Vorschein kam ein Buch mittlerer Dicke mit einem Hochglanzcover in den ukrainischen Nationalfarben Himmelblau und Weizengelb. Über hingewürfelten kleinen Fotos von Mariupol und Moskau stand der Titel: «Georgi Tschelpanow, Leben und Werk».

Von Konstantin hatte ich schon erfahren, dass meine Mutter in dem Buch nicht erwähnt wurde, aber ich war ihrer Lebenswelt auf einmal so nah, dass mir schwindelte. Als ich den Buchdeckel aufschlug, fiel mein Blick gleich auf der Frontispizseite auf ein Foto, das nicht etwa Tschelpanows Herkunftsfamilie zeigte, sondern die seiner Frau Olga Iwaschtschenko. Ich sah mitten hinein in ein Zimmer der Großeltern meiner Mutter, an deren Existenz ich in meinem Leben keinen einzigen Gedanken verschwendet hatte. Auf den ersten Blick erkannte ich Valentina wieder, die Gründerin des Mädchengymnasiums, bei näherem Hinsehen entdeckte ich noch ein weiteres mir bekanntes Gesicht. Es war das der Frau, die auf dem Papierfoto aus der Ukraine neben Valentina sitzt. Die Bildunterschrift im Buch sagte mir, dass es sich, wie ich schon vermutet hatte, ebenfalls um eine Tante meiner Mutter handelte, ihre Tante Natalia. Es war nicht angegeben, aus welcher Zeit das Familienfoto stammte, aber ich konnte es mir in etwa ausrechnen. Da Leonid, der einzige Onkel meiner Mutter, darauf zu sehen war, musste es vor 1901 entstanden sein. In diesem Jahr war Leonid sechsundzwanzigjährig an einem epileptischen Anfall gestorben. Hier stand er in einem dunklen Anzug mit Schlips hinter seinen Schwestern, mit etwas in der Hand, das eine Zigarettenspitze sein konnte, und ahnte wohl nichts von seinem so nah bevorstehenden Tod.

Es wunderte mich, wie viel ich schon über die Familie wusste. Mir war klar, dass drei Personen auf dem Foto fehlten. Epifan, der Großvater meiner Mutter, hatte seine Frau zu dieser Zeit höchstwahrscheinlich schon verlassen und war auf einem seiner Schiffe davongefahren. Olga, die älteste Tante meiner Mutter, hatte Mariupol ebenfalls den Rücken gekehrt und lebte mit ihrem Mann Georgi Tschelpanow in

Moskau. Und der Vater meiner Mutter, den ich so gern noch einmal in einem anderen Augenblick seines Lebens gesehen hätte, befand sich um die Jahrhundertwende in einem entfernten sibirischen Lager. Auf dem Foto war offenbar der Teil der Familie versammelt, der zu dieser Zeit noch in Mariupol ansässig war. Die kostbaren alten Möbel und Teppiche stammten wohl aus besseren Zeiten der Familie, als Epifan noch nicht verarmt und auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Die mit Bedacht auf den Sitzmöbeln angeordneten Personen wurden überragt von einer Zimmerpalme, die auf einer Konsole im Hintergrund stand.

Natalia, die ich von dem Papierfoto aus der Ukraine kannte, hatte hier noch nichts von dem vergeblichen Lächeln im Gesicht, sie war noch deutlich jünger und wirkte mädchenhaft unbekümmert. Ihr Haar war lose aufgesteckt zu einem Vogelnest, sie trug ein langes Kleid mit Gigotärmeln und hielt einen Fächer in der Hand. Valentina war nach dem mir von ihr inzwischen schon gut bekannten Dresscode der Schulleiterin gekleidet, hager und mit korrekt geradem Rücken saß sie neben ihrer Mutter auf einer Chaiselongue. Auf einem Sessel neben ihr Wassilij Ostoslawskij, ihr Mann. Er war jung, gut aussehend und edel gekleidet, der wohlhabende russische Aristokrat, dem man nichts weniger ansah als seinen späteren Hungertod. Jelena, die dritte Tante meiner Mutter, die ich auf diesem Foto zum ersten Mal sah, war die Eleganteste von allen. Sie trug ein eng geschnittenes Brokatkleid mit Stuartkragen, auf ihren Knien lag ein aufgeschlagenes Buch. Im Zentrum des Bildes saß Anna von Ehrenstreit, die baltendeutsche Großmutter meiner Mutter, inmitten der Kinder, die sie in Mariupol noch um sich hatte. Eine kleine, etwas bäuerlich aussehende Frau in einem schlichten dunklen Kleid. Das streng aus dem Gesicht

gekämmte Haar war wahrscheinlich am Hinterkopf verknotet.

Eines der Hauptgespenster meiner Kindheit war eine Verwandte meiner Mutter gewesen, die, wie mein Vater behauptete, an einer unheilbaren Geisteskrankheit gelitten hatte. Auch die Behandlung durch einen berühmten Psychiater hatte ihr nicht helfen können. Mein Vater war davon überzeugt, dass meine Mutter und ich diese Geisteskrankheit geerbt hatten. Während meiner ganzen Kindheit und Jugend hatte ich auf den Ausbruch meiner ererbten Geisteskrankheit gewartet. Später, als ich die sinistre Vererbungstheorie meines Vaters längst abgetan hatte und mich fragte, ob sich hinter dieser Theorie nicht vielmehr seine Angst vor dem eigenen Wahnsinn verbarg, die so weit verbreitete russische Maniaphobie, die schon Puschkin in einem seiner berühmtesten Gedichte beschworen hatte, später, als ich schon erwachsen war und die Traumata meiner Kindheit mich mit sinnlosen, absurden Ängsten zu überfluten begannen, gegen die kein Kraut gewachsen schien, da dachte ich zuweilen, dass mein Vater wahrscheinlich doch recht gehabt hatte und mein psychisches Fiasko im Boden meiner Vorfahren wurzelte wie eine Kriech-Quecke, an der man reißen konnte, wie man wollte, ohne sie je ausreißen zu können, sodass ich keine Chancen haben würde, mich aus den destruktiven Prägungen meiner Kindheit zu befreien.

Die angeblich geisteskranke Verwandte meiner Mutter konnte, wie mir jetzt klarwurde, nur ihre Tante Olga gewesen sein. Sie wurde in dem Buch als psychisch krank beschrieben und hatte sich, wie ich bereits von Konstantin wusste, im Alter von dreiundvierzig Jahren aus dem Fenster gestürzt. Und mit dem berühmten Psychiater, der sie nicht zu heilen vermochte, konnte mein Vater keinen anderen als Tschelpanow gemeint haben, Olgas Ehemann.

Neben zahlreichen Fotos von ihm und anderen russischen Philosophen seiner Zeit waren in dem Buch auch etliche Aufnahmen seiner Frau zu sehen. Ich blickte auf den Bild gewordenen Spuk meiner Kindheit. Es hatte diese Verwandte einst tatsächlich außerhalb von mir gegeben, sie gehörte nicht zum fiktiven Personal meiner Kindheit, sondern war ein Mensch aus Fleisch und Blut gewesen, eine meiner Großtanten, eine dunkelhaarige Frau mit einem sanften, kindlichen Gesicht, klein und ausgesprochen zierlich, mit großen ernsten Augen. Eines der Fotos zeigte sie in einem verschwenderischen Ballkleid, mit Blüten im schweren Haar, ein anderes in einem eleganten Reisekostüm neben ihrem Mann, ein drittes im Kreis ihrer Familie auf der Terrasse einer Datscha, die halb in grünem Dickicht versank. Der Autor des Buchs beschrieb sie als außergewöhnlich intelligent, gebildet und seelenvoll. Er zitierte aus ihren Briefen, die sie zuerst aus Mariupol an ihren Bräutigam in Moskau geschrieben hatte, später aus Moskau an ihre Eltern in Mariupol. Eine Stimme, die mit Kosenamen, mit russischen Diminutiven um sich warf, eine Art zärtlicher Singsang, voller Sehnsucht nach der Mutter und den Geschwistern, voller Sorge um ihren Bruder Jakow im fernen Sibirien. Die früheren Briefe an ihren Bräutigam zeugten von einem schwachen Selbstbewusstsein: Dringend riet sie ihm, es sich noch einmal zu überlegen mit der Heirat, er, gerade er, der so wunderbare, geliebte Mann, dem zu dieser Zeit bereits die Türen zu den höchsten wissenschaftlichen Instanzen und zu den besten Moskauer Salons offen stünden, habe eine andere, bessere Frau verdient. Sie sei weder schön noch liebenswert, habe seit jeher eine schwache Gesundheit, sei

früh gealtert und könne sich oft nicht lösen von aufsässigen, düsteren Gedanken.

Die Heirat findet trotzdem statt. Olga bringt drei Kinder zur Welt, managt mit Hilfe eines Kindermädchens und einer Haushälterin einen großen Hausstand mit häufigen Gästen aus der geistigen und kulturellen Elite Moskaus. Sie soll eine zärtliche Mutter gewesen sein, ihren Mann hingebungsvoll geliebt haben, und schon früh ahnt sie die politischen Ereignisse voraus, die ihm zum Verhängnis werden sollten. Oft begleitet sie ihn auf seinen Reisen ins Ausland, nach New York, in die Schweiz, nach Leipzig zu dem berühmten deutschen Experimentalpsychologen Wilhelm Wundt, mit dem ihr Mann eng zusammenarbeitet, und mehrfach auch nach Berlin, an die Charité. In den letzten Jahren ihres Lebens soll sie an fixen Ideen gelitten haben, an ständiger Angst um ihre Kinder und ihren Mann, unentwegt, so hieß es, kreisten ihre Gedanken um Dinge und Ereignisse, die sie nicht deuten konnte, sie reagierte hochempfindlich auf jede kleinste Ungerechtigkeit und brach aus nichtigem Anlass in Tränen aus. Ihr Fenstersturz im Jahr 1906 wurde nicht näher beschrieben und durch nichts belegt, er blieb eine Behauptung des Autors.

Konstantin kannte ihn, er lebte in einem entlegenen Dorf in der Südukraine und pflegte keine Kontakte zur Außenwelt. Alle Versuche, mit ihm in Verbindung zu treten, ihn zu Olga und den Quellen seiner Aussagen über sie zu befragen, liefen ins Leere. Er antwortete weder auf Konstantins noch auf meine E-Mails.

Je länger ich über die Geschichte nachdachte, desto unheimlicher wurde sie mir. Hatte Tschelpanow, der die These der «Angeborenheit» vertrat, in den psychischen Labilitäten seiner Frau eine angeborene Geisteskrankheit erblickt? War Olga womöglich ein Opfer seiner Experimentalpsychologie geworden? Litten wir alle, Olga, meine Mutter und ich, an der Tschelpanow-Krankheit? Hatte ich jetzt den Urheber jenes Gedankens gefunden, der womöglich nicht nur Olgas Selbstmord befördert hatte, sondern auch den meiner Mutter? War es Georgi Tschelpanows Gedanke, der sich, aufgegriffen von meinem Vater, über mehr als ein ganzes Jahrhundert fortgesetzt hatte bis in meinen Kopf? Immer wieder sah ich Olgas kleine, zierliche Füße vor mir, die vor über hundert Jahren in geschnürten Reisestiefeletten über eine Straße in Berlin getrippelt waren, an der Seite ihres Mannes, der die Charité besuchte. So nah war sie mir einst gewesen, in meiner Vorzeit, nur zwanzig Gehminuten entfernt von meiner heutigen Wohnung in Berlin.

Zehn Jahre nach ihrem Tod, schon bald nach Ausbruch der Revolution, verglühte der Stern ihres Mannes am Himmel der Wissenschaften, wie sie es vorausgeahnt hatte. Man warf ihm Mystizismus, Idealismus und Antimarxismus vor, er verlor seinen Lehrstuhl an der Moskauer Universität, er durfte das von ihm selbst gegründete Institut nicht mehr betreten, seine Bücher verschwanden aus den Bibliotheken. Eine seiner Töchter wurde eine linientreue Künstlerin, die sich mit monumentalen heroischen Skulpturen hervortat, die zweite Tochter heiratete den französischen Philosophen Brice Parain und ging mit ihm nach Paris, ins kapitalistische Ausland, was Tschelpanow zusätzlich in Misskredit brachte. Sein Sohn, ein Germanist und Altphilologe, war an der Herausgabe eines großen deutsch-russischen Wörterbuchs beteiligt, das nach seinem Erscheinen als konterrevolutionär und faschistisch gebrandmarkt wurde. Die drei Herausgeber, unter ihnen Tschelpanows Sohn, wurden zum Tode verurteilt und erschossen. Tschelpanow selbst entging wie

durch ein Wunder der physischen Auslöschung. In seinen letzten Lebensjahren soll er sich, vereinsamt und verarmt, am Eingang zu seinem einstigen Institut herumgedrückt und die Vorübergehenden gefragt haben, ob sie sich noch an ihn erinnerten. Heute war er rehabilitiert, seine Bücher erschienen wieder, es wurde über ihn geschrieben und geforscht.

Immer wieder betrachtete ich das Familienfoto der Iwaschtschenkos mit der Zimmerpalme. Hatte meine Mutter das Original gekannt, hatte sie es in der Hand gehalten, befanden sich ihre unsichtbaren Fingerabdrücke auf der Reproduktion? Je länger ich die Aufnahme ansah, desto unwirklicher wurde mir, dass sie aus der Welt stammte, die ich sah. Nichts, aber auch gar nichts von dieser Welt war ihr anzumerken gewesen. Hätte es nicht wenigstens hin und wieder aufblitzen, hindurchschimmern müssen, trotz aller angstvollen Verleugnungen ihrer Herkunft? Wie konnte ein Mensch so völlig verschwinden aus seiner Haut? Oder hatte ich als Kind ihre Zeichen nur nicht deuten können, nicht gesehen, was ich heute vielleicht gleich erkannt hätte?

Ich fahndete nach ihrer baltendeutschen Großmutter, aber im Internet stieß ich lediglich auf einen wenig aufschlussreichen Eintrag aus einem österreichischen Adelslexikon des Jahres 1826: Geadelt wurde Zwillach, Jacob, Hauptmann bei dem ersten Wallachischen Infanterie-Regimente im Jahre 1798 mit Edler von Ehrenstreit. Sofern mit «Wallachisch» nicht der aus der Walachei stammende Wallach, sondern die Walachei gemeint war, erschien es naheliegend, dass es sich bei dem geadelten Jacob Zwillach um einen Verwandten meiner Urgroßmutter handelte, vielleicht um ihren Vater oder Großvater. Möglicherweise hatte sie sogar ihren ältesten Sohn Jakow, den Vater meiner Mutter, nach ihm benannt. Da die rumänische Walachei zur damaligen Zeit ein Protek-

torat des Russischen Reiches war, zu dem auch das Baltikum und die Ukraine gehörten, bewegten sich die Ehrenstreits und die Iwaschtschenkos jedenfalls innerhalb eines Landes. Anna von Ehrenstreit musste Epifan schon in sehr jungen Jahren nach Mariupol gefolgt sein, denn laut Kirchenregister brachte sie dort bereits mit neunzehn Jahren ihr erstes Kind zur Welt, ihre Tochter Olga. In kurzen Abständen folgten zwei weitere Kinder, Jakow, der Vater meiner Mutter, und seine Schwester Jelena. Nach einer Pause von fünf Jahren kamen hintereinander Valentina, Natalia und Leonid zur Welt. Wenn es stimmt, dass es keinen größeren Schmerz gibt als den einer Mutter beim Verlust eines Kindes, so hat meine Urgroßmutter Anna diesen größten Schmerz gleich zweimal in ihrem Leben erfahren. Als sie sechsundfünfzig Jahre alt ist, stirbt ihr Sohn Leonid an einem epileptischen Anfall, fünf Jahre später stürzt ihre Tochter Olga sich aus dem Fenster. Vielleicht war sie da schon allein, verlassen von ihrem Mann Epifan. Zwei Jahre nach Olga stirbt auch sie, an Krebs. Vielleicht ist es ihr ein Trost, dass sie vor ihrem Tod, so ist zu vermuten, noch einmal ihren Sohn Jakow wiedersieht, der zu dieser Zeit nach zwanzig Jahren Verbannung nach Mariupol zurückgekehrt sein muss.

Ich wusste nicht, warum ich meine Urgroßmutter immer wieder anschauen musste, was an ihr mir so bekannt vorkam. Schließlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Auf einem über hundert Jahre alten Foto aus Mariupol erkannte ich mich selbst. Ich war meiner Urgroßmutter wie aus dem Gesicht geschnitten, sogar die Art, wie sie sich mit dem Ellenbogen auf der Sofalehne abstützte und die andere im Schoß hielt, kannte ich von mir. Die Gene meiner Urgroßmutter, die genau ein Jahrhundert vor mir geboren war, hatten zwei Generationen übersprungen und sich in mir wieder

durchgesetzt. Darin also bestand der Grund dafür, dass ich meinen Eltern äußerlich so unähnlich war. Vielleicht war es dieser augenfällige physiologische Unterschied, der meine Mutter zu der Behauptung veranlasst hatte, ich sei nicht ihr leibliches Kind, in Wirklichkeit hätte ich eine andere Mutter. Sie hatte mir das so oft gesagt, dass ich selbst als Erwachsene den Verdacht nie ganz loswerden konnte, dass es sich tatsächlich so verhielt. Nun, so viele Jahrzehnte später, räumte das Familienfoto, das mir meine Urgroßmutter zeigte, alle Zweifel aus. Ich war die Großenkelin dieser Frau und damit auch das Kind meiner Mutter. Ich wusste nicht, was mir dieser Beweis bedeutete, aber während ich meine Urgroßmutter ansah, regte sich in mir zum ersten Mal im Leben jenes mir bisher ganz unbekannte Gefühl, das man vielleicht Blutsbande nennt. Es war so etwas wie ein zutiefst körperliches Zugehörigkeitsgefühl zur Spezies Mensch schlechthin.

Während ich das Buch über Tschelpanow gelesen hatte, hatte Konstantin eines meiner Papierfotos aus der Ukraine in sein Forum eingestellt – jenes, das meine junge Mutter neben der unbekannten weißhaarigen Frau zeigte. Eine Irina aus Charkow, die sich schon lange auf der Suche nach ihren italienischen Vorfahren befand, war ebenfalls auf Konstantins Forum gestoßen, und sie hatte ihren Augen nicht getraut. Das Foto, das sie dort erblickte, klebte in ihrem eigenen Familienalbum. Auch sie kannte die alte Schwarzweißaufnahme schon seit ihrer Kindheit, die beiden Frauen waren ihr, wie sie schrieb, «schmerzlich vertraut».

Etwas ging auf dieser Suche nicht mit rechten Dingen zu. Kaum war das uralte Foto aus der Dunkelheit meiner Schreibtischschublade ans Licht der Welt gelangt, war eine entfernte Verwandte von mir aufgetaucht, die wahrscheinlich einzige Frau der Welt, die dasselbe Familienfoto besaß und es ebenfalls seit ihrer Kindheit betrachtete.

Im Gegensatz zu mir wusste sie allerdings, wer auf dem Foto zu sehen war. Sie schrieb, die weißhaarige Frau neben meiner Mutter sei Matilda Iosifowna, die Mutter meiner Mutter. Ich konnte das nicht glauben. Die Frau mit dem schneeweißen Haar war doch viel zu alt, um die Mutter meiner damals etwa achtzehnjährigen Mutter zu sein, ich schätzte sie auf mindestens siebzig Jahre, aber Irinas Großmutter, die noch lebte, ließ keinen Zweifel daran, dass es Matilda Iosifowna war, die Schwester ihrer italienischen Großmutter Angelina De Martino.

Irina, mit der mich ein mir nicht mehr nachvollziehbares Verwandtschaftsverhältnis verband, erzählte mir eine unglaubliche Geschichte: Der Vater dieser Matilda, mein Urgroßvater Giuseppe De Martino, entstammte einer armen neapolitanischen Steinmetzfamilie. Mit zwölf Jahren wurde er Schiffsjunge und arbeitete sich mit den Jahren hoch bis zum Kapitän. Er überlebte die Pocken, an denen er sich in Hongkong infiziert hatte, und soll als erster Italiener Afrika umsegelt haben. Eines Tages kam er auf einem Handelsschiff nach Mariupol. Hier lernte er die Tochter eines wohlhabenden italienischen Kaufmanns kennen, die vierzehnjährige Teresa Pacelli, die sich in den schönen Kapitän verliebte. Ein Jahr später fand die Hochzeit statt. Die inzwischen fünfzehnjährige Teresa erschien mit ihren Puppen an Bord des Schiffs und begleitete ihren Mann von da an auf seinen Reisen. Insgesamt soll sie sechzehn Kinder zur Welt gebracht haben, von denen aber nur sieben am Leben blieben. Eines dieser Kinder war Matilda, die Mutter meiner Mutter. Sie und ihre sechs Geschwister wuchsen bei Verwandten in Mariupol auf, während die in ihre Puppen und in den italienischen Kapitän

verliebte Teresa weiterhin die Weltmeere durchkreuzte. Als mein italienischer Urgroßvater schließlich die Seefahrt aufgab und sich mit seiner Frau in Mariupol niederließ, wurde er sehr schnell reich. Die in die Ukraine ausgewanderten Italiener handelten damals mit dem berühmten ukrainischen Weizen, mit Wein oder mit den unerschöpflichen Kohlevorräten des Donezkbeckens. Giuseppe De Martino wählte die Kohle, er exportierte sie in die ganze Welt und machte Millionen damit. Der Reeder, dessen Schiffe die Kohle an ihre Zielorte brachten, war der Vater seines zukünftigen Schwiegersohnes, mein ukrainischer Urgroßvater Epifan, der mit Anna von Ehrenstreit verheiratet war. Die beiden Familien freundeten sich an, und so lernten die Eltern meiner Mutter sich kennen: Matilda, die Tochter des italienischen Kohlenexporteurs, und Jakow, der Sohn des ukrainischen Reeders.

Irina schickte mir ein Dutzend Fotos unserer gemeinsamen italienischen Vorfahren auf meinen Monitor. Eines zeigte mir meine noch jungen italienischen Urgroßeltern, die sich offensichtlich gerade auf einem Landurlaub befanden. Der Kapitän und seine Meeresbraut wirkten unscheinbar und zugleich verwegen, beide schwarz gekleidet, wie für einen feierlichen Kirchgang. Teresa in ihren schwarzen Taftröcken, deren Geraschel man förmlich hören konnte, erinnerte mich an eine junge sizilianische Witwe aus einem Visconti-Film. Von ihren sieben Kindern, die überlebt hatten, waren nur noch Fotos von Matilda und deren Schwester Angelina erhalten, einer Frau von der androgynen Schönheit eines Erzengels, die mit einem Griechen verheiratet war, dem reichsten Mann Mariupols. Sie bewohnten ein Haus, das in der Stadt «Weiße Datscha» genannt wurde, obwohl es keine Ähnlichkeit mit einer Datscha hatte, sondern ein Schloss war. Die Aufnahme stammte bereits aus der Sowjetära, auf der prachtvollen Balustrade über den griechischen Säulen wehte die sowjetische Flagge, draußen im Park standen zwei Krankenschwestern mit weißen Hauben. Nach der Revolution wurde das Haus in ein Lungensanatorium für Werktätige umfunktioniert und nach Nadeshda Krupskaja, Lenins Frau, benannt.

Auf weiteren, goldumrandeten, mit Vignetten verzierten Fotos konnte ich die drei kleinen Töchter meiner Großtante Angelina bestaunen, Cousinen meiner Mutter. Sie trugen die großen russischen Schleifen im wallenden Haar und waren auf kostbaren Sitzmöbeln platziert wie Puppen. Man sah sie auf den Armen ihrer polnischen Kinderfrau, in Pelze und Muffs gehüllt, auf winterlichen Schlittenfahrten, in Tutus beim Ballettunterricht. Ein weiteres Foto zeigte einen eleganten Mann in Hut und Mantel, einen griechischen Onkelmeiner Mutter, der ebenfalls Opernsänger war, ein gefeierter Tenor am St. Petersburger Mariinskij-Theater, wie Irina wusste.

Mit Verwunderung betrachtete ich die Fotos dieser fremden Menschen und brach in inneres Gelächter aus. Ich hatte als Kind gar nicht so falsch gelogen, ich hatte sogar noch untertrieben. In Wirklichkeit war ich die Urenkelin eines Großkapitalisten, dessen Kohlengeschäfte damals vielleicht eine ähnliche Goldgrube gewesen waren, wie es heute das Erdöl ist. Menschen, die in Saus und Braus gelebt haben mussten, während das Gros der Bevölkerung in der Ukraine in Armut und Elend vegetierte.

Aber wie war es möglich, dass Jakow, der ukrainische Vater meiner Mutter, der für seine revolutionären Ideen mit zwanzig Jahren Verbannung bezahlen musste, die Ehe mit der Tochter eines ausländischen Millionärs eingegangen war? Hatte er sich nur in jugendlichem Überschwang den

Bolschewiki angeschlossen, deren politisches Programm die Abschaffung seiner eigenen Klasse war? Hatte das Lager ihn bekehrt? War seine Rückkehr nach Mariupol die Rückkehr in die alte, wohlhabende Welt, zu seiner Jugendfreundin Matilda, die er vielleicht schon vor seiner Verbannung geliebt hatte? War es ein Glücksfall für ihn, in eine vermögende Familie einheiraten zu können, nachdem seine eigene in den Jahren seiner Verbannung verarmt war?

Immer wieder musterte ich das Foto meiner jungen Mutter mit der alten Frau, der angeblichen Matilda Iosifowna De Martino. Obwohl mir die im Kirchenregister angegebenen Jahreszahlen sagten, dass Matilda meine Mutter spät geboren hatte, erst mit dreiundvierzig Jahren, und es nahelag, dass meine Mutter, als sie deportiert wurde, nicht irgendwelche Fotos mitgenommen hatte, sondern solche, auf denen ihre Eltern zu sehen waren, fiel es mir schwer zu glauben, dass diese weißhaarige, schon fast greise Frau die Mutter einer Achtzehnjährigen sein sollte. War es nicht vielmehr die italienische Großmutter meiner Mutter, Teresa Pacelli, die einstige Meeresbraut in fortgeschrittenem Alter?

Irina hatte alle meine Vorstellungen von meiner Mutter noch einmal verwirrt. War sie, das Kind einer Frau, die auf See geboren wurde, das Kind einer Kapitänstochter, die nicht nur ohne Vater, sondern auch ohne Mutter aufgewachsen war, bei Verwandten an Land, eher geduldet als geliebt, ein weggegebenes, einsames Kind, das kein wirkliches Zuhause gehabt hatte? Hatte diese Frau ihren eigenen Kindern später so etwas wie Geborgenheit geben können? Plötzlich schien es mir, als habe die Heimatlosigkeit meiner Mutter nicht erst in Deutschland begonnen, sondern schon in der Ukraine, als sei sie nicht irgendwann aus dem Nest gefallen, sondern habe nie eines gehabt, weil schon ihre Eltern Unbehauste

gewesen waren. Matilda weggegeben von ihren Eltern, Jakow verlassen von seinem Vater, dem verarmten Reeder, der eines Tages auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Und musste Jakow in den zwanzig Jahren sibirischer Verbannung nicht ohnehin ein Heimatloser, ein Fremder in der Welt geworden sein? Waren das die Eltern meiner Mutter schon sie zwei Entwurzelte, zwei Verstoßene, die einander gefunden hatten? Hatte es sie nie gegeben, die Ukraine als Wiege meiner Mutter, musste ich mir jetzt ihre ganze Geschichte neu erzählen?

Mich erstaunte die Verlässlichkeit meines Kindergedächtnisses. Erneut war etwas, das ich seit langem für ein Hirngespinst, für eine wie auch immer entstandene innere Wirklichkeit gehalten hatte, zu einer Tatsache geworden. Den Namen De Martino gab es wirklich in meiner Vorgeschichte, meine Mutter war wirklich die Tochter einer Italienerin, und selbst den «Kohlenhändler» hatte ich mir nicht ausgedacht, auch er gehörte zum Personal meiner Herkunft – auch wenn es sich um einen ganz anderen Kohlenhändler handelte, als man gemeinhin mit diesem Wort verband.

Unter den Fotos, die Irina von der Familie ihrer Urgroßmutter Angelina besaß, befand sich auch eines, auf dem Sergej zu sehen war, der Bruder meiner Mutter. Die braun getönte, stark verblichene Aufnahme stammte aus dem Jahr 1927, damals war er zwölf Jahre alt. Jemand hatte sie am Ufer des Dnjepr gemacht, in Cherson, wo ein italienischer Onkel meiner Mutter zu jener Zeit ein Weingut besaß. Ich blickte mitten hinein in einen Sommertag des Jahres 1927, in die Kindheit meiner Mutter, als sie sieben gewesen war. Eine verzauberte, schlafende Natur, ein Boot am Flussufer, ein großer alter Baum. Man sah, dass die abgebildeten Personen ihre Plätze nicht zufällig eingenommen hatten, sondern dass alle

sowohl in einer kunstvollen Beziehung zum Baum als auch zueinander standen. In der Mitte, graziös in einer Astgabel sitzend, eine junge Frau, deren Identität Irina nicht bekannt war. Unten, am Fuß des Baumes, drei stehende Mädchen, die Töchter von Angelina, somit Cousinen meiner Mutter – drei Schönheiten, die hier schon deutlich älter waren als auf den Fotos mit den Vignetten, alle drei mit dicken langen Zöpfen und in hellen Tolstoiblusen. Auf einem ausladenden Ast des Baumes ein lachender Junge mit abstehenden Ohren. Er trug kurze Hosen und eine Matrosenmütze, seine nackten Beine baumelten in der Luft.

Das, so wusste Irina, war Sergej, der Bruder meiner Mutter, nach dessen Spuren Konstantin und ich bisher erfolglos gefahndet hatten. Offenbar war das Fotolächeln zu jener Zeit noch nicht erfunden, jedenfalls nicht in der Ukraine, auf allen mir bisher bekannten Aufnahmen war mir der Ernst der abgelichteten Personen aufgefallen, auch bei den Kindern, aber ausgerechnet der Bruder meiner Mutter lachte. Aus irgendeinem Grund enttäuschte mich das. Gerade ihn, der ihr einst so nahestand, hatte ich für besonders tiefsinnig, empfindsam und melancholisch gehalten, ich hatte ihn wohl als männliches Pendant meiner Mutter vor mir gesehen. Stattdessen saß er auf dem Ast eines Baums, ließ die Beine in der Luft baumeln und lachte vergnügt in die Kamera. Ein lebensfroher, etwas derber, robust wirkender Junge. Auch äußerlich konnte ich keinerlei Ähnlichkeit zwischen ihm und meiner Mutter entdecken. Sah ich wirklich ihren Bruder, oder war Irina falsch informiert, handelte es sich um einen ganz anderen Jungen?

Auf dem Wasser, ganz nah am Ufer, war ein Boot zu sehen, darin die Umrisse zweier Personen, eine von beiden hielt ein Ruder. War das, so fragte ich mich, meine Mutter mit ihrer Schwester Lidia? Musste es nicht geradezu so sein? Warum sollte Sergej allein mit seinen Cousinen aufs Land hinausgefahren sein? Stammte die Aufnahme nicht am ehesten aus den Sommerferien, die die Kinder gemeinsam bei ihrem italienischen Onkel am Dnjepr verbrachten?

Immer wieder, bis mir die Augen tränen, starre ich auf die Schemen der beiden Personen in dem Boot. Immer wieder vergrößere ich das Bild auf meinem Monitor, verkleinere es wieder, da es ab einer bestimmten Größe erst recht verschwimmt. Ich betrachte es durch die Lupe, drucke es in verschiedenen Varianten aus, aber die zwei Gestalten im Boot sind zu klein, zu fern, zu verblichen, sie trotzen der modernen Technik und behalten ihr Geheimnis für sich, verweigern mir den potenziellen ersten Blick auf meine Mutter als Kind.

Lidia, die ältere Schwester meiner Mutter, so schrieb mir Irina aus Charkow, war eng mit ihrer Cousine Marusja befreundet, dem schönsten der drei Mädchen am Fuß des Baums. Eines Tages, Lidia und Marusja waren beide etwa achtzehn Jahre alt, beschlossen sie, gemeinsam Selbstmord zu begehen. Der Grund dafür lag im Dunkeln, aber Irina meinte, er mochte darin bestanden haben, dass das neue System den beiden aufgrund ihrer Herkunft keine Zukunftsperspektiven bot. Marusja wurde nicht zum Studium zugelassen, so viel war bekannt, worauf sie sich die langen schwarzen Haare raufte, ihr Leben verfluchte und schließlich in eine schwere Depression verfiel. Möglicherweise war es Lidia ähnlich ergangen, jedenfalls soll sie die treibende Kraft des Vorhabens gewesen sein. Von irgendwoher besorgten die beiden sich Gift und verabredeten den Tag und die genaue Stunde, zu der sie beide gleichzeitig die tödliche Substanz einnehmen würden. Marusja hielt sich an

die Verabredung und starb, wahrscheinlich unter schrecklichen Qualen, aber Lidia schreckte im letzten Moment vor der Einnahme des Gifts zurück und blieb am Leben.

Es klang nach einem Schauermärchen, das der russischen Begabung zum Drama entsprang, in mir regte sich dennoch ein leises Grauen. Standen sie alle in einer Reihe, Olga, die Tante meiner Mutter, die sich aus dem Fenster gestürzt hatte, Marusja, ihre Cousine, die ebenfalls durch eigene Hand gestorben war, Lidia, ihre Schwester, die nur im letzten Moment der Mut verlassen hatte, und schließlich meine Mutter? Hatten sie womöglich alle an der Tschelpanow-Krankheit gelitten, war der Suizid eine Art Familientradition? Hatte meine zu jener Zeit etwa neunjährige Mutter etwas von der Tragödie mitbekommen, und wie hatte Lidia damit gelebt, dass sie den tödlichen Pakt gebrochen hatte und ihre Cousine im Glauben an einen gemeinsamen Tod sterben ließ? Wer war sie, die Schwester meiner Mutter, hatte über ihr vielleicht schon damals das Damoklesschwert des Straflagers geschwebt?

Ich hätte im Internet nachsehen können, aber irgendwie erschien mir das Wort zu intim, um es in die anonyme Suchmaschine einzutippen. Ich fragte Konstantin, ob er einen Ort namens Medweshja Gora kenne. Er antwortete:

Medweshja Gora ist eine Bahnstation in Karelien. Vor langer Zeit hat man mir nach dem Physikum eine Arbeitsstelle in Petrosawodsk zugewiesen. Ich habe dort einige Jahre gelebt und bin einmal die hundertsechzig Kilometer mit dem Fahrrad nach Medweshja Gora gefahren, immerzu durch den Wald. Wenn man Ihre Tante tatsächlich in dieses Lager verbannt hat, dann ist die Wahrscheinlichkeit gering, dass sie eines

natürlichen Todes gestorben ist. Die Häftlinge dieses Lagers mussten den Weißmeer-Ostsee-Kanal bauen. eine etwa zweihundertdreißig Kilometer lange Wasserstraße, die das Weiße Meer mit der Ostsee verbinden und Leningrad den Seeweg zur Barentssee eröffnen sollte. Die Häftlinge mussten Tausende von Bäumen fällen, sie hatten so gut wie keine modernen technischen Hilfsmittel, sondern mussten den Kanal praktisch mit den Händen graben. Das administrative Zentrum dieser gigantischen Baustelle (Arbeitserziehungslager) befand sich in Medweshja Gora. Es handelte sich um eine Außenstelle des berüchtigten Lagers von Solowki, das auf einem Archipel im Weißmeer lag. Früher war Solowki ein berühmtes Kloster, im 18. Jahrhundert wurde es zu dem am meisten gefürchteten Staatsgefängnis der Zarenzeit. Unter der Sowjetmacht entstand dort der Prototyp des Archipels Gulag. Niemand weiß, wie viele Menschen beim Bau des Weißmeer-Ostsee-Kanals umgekommen sind, Schätzungen reichen von fünfzig- bis zweihundertfünfzigtausend. Viele starben direkt bei der Arbeit, sie versanken im Matsch und Schlamm, dort liegen sie bis heute begraben.

Das verzauberte russische Karelien mit seinen endlosen Wäldern und Seen, mit seinen stillen, verstecken Holz-kirchen – dort also lag Medweshja Gora, der Bärenberg. Es war ein Ort, den es wirklich gab, auch diesen Namen hatte ich mir als Kind richtig gemerkt. Der Gedanke war mir nicht neu, dass die Schwester meiner Mutter das Lager nicht überlebt haben könnte, aber jetzt sah ich sie, zu Tode geschunden, ins Bett des Kanals eingestampft, mit all den anderen, die

auf dieser Baustelle umgekommen waren. Ein zweihundertdreißig Kilometer langes Kanalbett aus Leichen, darunter die meiner Tante ...

Ich sah im Atlas nach. Medweshja Gora war zweitausenddreihundert Kilometer von Mariupol entfernt. Mit seinen fünfzehntausend Einwohnern lag der Ort in einem schier unermesslichen Waldgebiet, das sich vom Weißen Meer, einem Nebenmeer des Arktischen Ozeans, bis nach Finnland erstreckte. Endlose russische Taiga, Sümpfe, Wölfe, Bären, über die Hälfte des Jahres Schnee, Polarnacht, Legionen von Stechmücken in den kurzen wärmeren Perioden. Das totalitäre Regime nutzte nicht nur Entfernungen, sondern auch eine menschenfeindliche Natur für ihr Bestrafungssystem. Ich versuchte, mir vorzustellen, wie lange man in der damaligen Zeit brauchte, um eine Strecke von zweitausenddreihundert Kilometern zurückzulegen. Wie viele Tage, wie viele Nächte war Lidia unterwegs gewesen ins Lager? Zum ersten Mal wurde mir die ganze Dimension der Entfernungen in diesem riesigen Imperium bewusst, das ganze Potenzial der Verlorenheit, das dieser gewaltige Raum besaß. Gemessen an der Entfernung vom Heimatort, war Lidias Strafe relativ milde ausgefallen, schließlich gab es sowjetische Lager, die sehr viel weiter von Mariupol entfernt waren, zehntausend Kilometer und mehr.

Heute war Medweshja Gora ein Kurort mit bekannten Heilquellen. Die Touristen bestaunten hier die Schauspiele der Polarlichter und der weißen Nächte, sie besuchten das historische, von gespenstischen Ewigkeitsmauern umschlossene Kloster auf dem Archipel im Weißen Meer und eine weitere Sehenswürdigkeit, von der ein russischer Internetartikel berichtete: Im Waldgebiet von Medweshja Gora sind einst zahllose Häftlinge umgekommen, die den Weißmeer-Ostsee-Kanal erbaut hatten und im Geist der damaligen Zeit Kanalsoldaten genannt wurden. Der Besuch des dortigen Gedenkfriedhofs hinterlässt ein seltsames Gefühl, eine Mischung aus Trauer, Entsetzen und Ohnmacht. Hier gibt es keine Gräber im üblichen Sinn, nur Bäume, an denen Tafeln mit den Fotos und Lebensdaten der Toten befestigt sind. Es sind sehr, sehr viele Bäume, ein ganzer Wald. Und der Wald rauscht im Wind, er rauscht, als würde er mit den Stimmen der Tausenden Ermordeten zu uns sprechen ...

War die Schwester meiner Mutter eine «Kanalsoldatin» gewesen? Hätte ich, um sie zu finden, auf die Suche nach einem Baum in Karelien gehen müssen? Hätte ich dort, am Stamm dieses Baumes, sehen können, was ich so dringend zu sehen wünschte: ein Foto der Schwester meiner Mutter?

Erst später, als ich nachrechnete, wurde mir klar, dass ich Lidias Foto wohl an keinem der dortigen Bäume gefunden hätte. Der Kanal wurde in der Zeit von 1931 bis 1933 gebaut. Da der deutsche Angriffskrieg auf die Sowjetunion im Juni 1941 begann, musste Matilda, die Mutter meiner Mutter, kurz vorher zu ihrer Tochter nach Medweshja Gora aufgebrochen sein, also bereits acht Jahre nach Fertigstellung des Kanals. Das alles bedeutete, dass Lidia überlebt hatte oder erst nach 1933 ins Lager gekommen war, als die karelischen Bäume schon für andere Zwecke gefällt wurden. Vielleicht hatte sie sich auch am Ort ihrer Verbannung angesiedelt, wie es nicht wenige Häftlinge nach Ablauf ihrer Haftfrist taten. Die einen waren für immer der Wildnis verfallen,

andere blieben lieber auch weiterhin abseits der Machtzentren oder hatten nach der langen Verbannungszeit den Kontakt nach Hause verloren.

Inzwischen hatte ich mit Konstantin einige hundert E-Mails gewechselt, manchmal waren es pro Tag ein Dutzend und mehr. Schon seit Monaten tat ich nichts anderes, als seine E-Mails zu lesen und ihm zu schreiben, während wir gemeinsam unsere Nachforschungen fortsetzten. Trotzdem fehlte nach wie vor jede Spur zu den Geschwistern meiner Mutter. Lidia schien für immer in den Wirren der Weltgeschichte verschwunden, und auch mit unserer Suche nach Sergej kamen wir nicht weiter. Konstantins grandiose Idee, ihn über die populäre, nach einem berühmten russischen Kriegsgedicht von Konstantin Simonow benannte Fernsehsendung «Wart auf mich» zu suchen, scheiterte an dem Ansturm auf die Redaktion. Täglich meldeten sich Hunderte, die Angehörige suchten, die Wartezeit betrug mehr als ein Jahr, und die jeweilige Geschichte dazu musste wohl auch spektakulärer sein als die, die wir zu bieten hatten. Auf unsere Anfrage beim zentralen Parteiarchiv, wo Sergej als ehemaliges Parteimitglied mit allen Lebensdaten verzeichnet sein musste, erhielten wir keine Antwort. Konstantin fand die Adressen aller Iwaschtschenkos heraus, die jetzt in Mariupol lebten, ich schrieb achtundvierzig Briefe, bekam aber nur zwei Rückmeldungen, in denen eine Verwandtschaft mit der gesuchten Person verneint wurde. Auch das Einwohnermeldeamt von Mariupol, das wir anschrieben, antwortete uns mit Schweigen. Wir verfolgten eine Spur, die in ein ukrainisches Dorf am Asowschen Meer führte, ich korrespondierte mit einem Jugendlichen, der behauptete, seine noch lebenden Urgroßeltern hätten Sergej gekannt, aber nach dieser vielversprechenden Mitteilung und sei-

ner Klage über die desolaten Zustände in der Ukraine verstummte er wieder. Wir forschten nach den Bewohnern einer bestimmten Straße in Kiew, weil es einen vagen Hinweis darauf gab, dass Sergej einst in dieser Straße gewohnt hatte, Konstantin schickte sogar einen Freund, der in Kiew lebte, auf die Suche, aber er kam unverrichteter Dinge zurück. Schließlich schrieb er die wichtigsten Opernhäuser der einstigen Sowjetrepubliken an, und es war ein Treffer. Das bjelorussische Bolschoi-Theater in Minsk teilte ihm mit, dass Sergej Jakowlewitsch Iwaschtschenko in den fünfziger Jahren als «Solist erster Kategorie» zum Opernensemble gehört hatte. Man wusste, dass er mit einer Ärztin verheiratet gewesen war und eine Tochter namens Jewgenia hatte. 1958 war er von Minsk ans Staatstheater von Kasachstan in Alma-Ata gegangen. Aus Alma-Ata erreichte uns nur die karge Nachricht, dass er 1962 ans Staatstheater von Rostow am Don gewechselt hatte. Von dort kam nichts mehr.

Da Sergej 1915 geboren war, mussten wir davon ausgehen, dass er nicht mehr lebte, aber immerhin verfügten wir jetzt über eine wesentliche Information. Er hatte eine Tochter gehabt, eine Jewgenia Sergejewna, die durchaus noch am Leben sein konnte. Doch wo sollten wir ansetzen mit unserer Suche? Sehr viel günstiger wäre es gewesen, wenn Sergej einen Sohn gehabt hätte. Die Tochter hatte wahrscheinlich geheiratet und lebte unter dem Namen eines Mannes, den wir nicht kannten. Erneut waren wir in einer Sackgasse.

Wegen seines Fronteinsatzes mit dem Gesangsensemble «Rotes Banner» hatte ich den Sänger Sergej für ein kleines Licht gehalten, aber die Häuser, an denen er als «Solist erster Kategorie» engagiert war, widerlegten das. Ich und die Oper hatten eine lange Geschichte. In meinen jungen Jahren, als ich von der Welt noch nicht viel mehr kannte als die deut-

schen Nachkriegslager für ehemalige Zwangsarbeiter, geriet ich einmal zufällig ins gerade neu eröffnete Nationaltheater in München. Es wurde «Don Carlos» gegeben, ich verstand nicht so recht, worum es ging, aber als der gealterte König Philipp im nächtlichen Escorial bei niedergebrannten Kerzen «Sie hat mich nie geliebt» zu singen begann, erlebte ich meine Initiation. Ich war einsam und krank vor Hunger, und ich hatte nicht geahnt, dass es diese Nahrung gab. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich gemeint, zum ersten Mal erreichte mich die Kunde von mir selbst aus der Außenwelt. Die Oper, die Welt der Stimmen, wurde mein erstes Zuhause. Wahrscheinlich war ich die bei weitem unermüdlichste Besucherin auf den Stehplätzen des Münchner Nationaltheaters. Nichts wünschte ich mir sehnlicher, als ein Stein des Gebäudes zu sein, um es nie mehr verlassen zu müssen, keinen einzigen Ton der Musik zu verpassen, die darin gespielt und gesungen wurde. Ich hörte alle großen Sänger der damaligen Zeit, von Birgit Nilsson bis Teresa Stratas, von Fritz Wunderlich bis Nicolai Gjaurow. Nach jeder Vorstellung wartete ich zitternd am Künstlerausgang, um mir ein Autogramm auf die Rückseite meiner Eintrittskarte schreiben zu lassen und meine Götter für Sekunden aus der Nähe zu sehen. War womöglich mein eigener Onkel einer dieser Götter? Hätte er es sein können, der damals auf der abgedunkelten Bühne mit seinem Bass die Arie des spanischen Königs anstimmte, die große Klage des machtmüden Monarchen und ungeliebten Mannes, hätte auch seine Stimme mich damals in einem einzigen Augenblick aus der Einsamkeit gerissen und für immer verwandelt?

Da die Namensgebung im russischsprachigen Raum in der Regel nicht die Vorliebe für einen Namen ausdrückte, sondern die Vorliebe für einen bestimmten Menschen, zumeist für einen nahen Angehörigen, bestand kaum ein Zweifel daran, dass Sergej seine Tochter Jewgenia nach meiner Mutter benannt hatte. Am liebsten wäre ich erneut zu ihr gelaufen, um ihr die Neuigkeit zu überbringen: Dein Bruder Sergej hat dich nicht vergessen, nein, er hat nie aufgehört, dich zu lieben, ich habe den Beweis, hör doch nur – er hat seiner Tochter deinen Namen gegeben ...

Während Konstantin und ich unsere Recherche im blauen Nichts fortsetzten, besuchte mich meine Freundin Olga aus Kiew. Kurz nach der Wende war sie zum ersten Mal nach Berlin gekommen und hatte ihren Augen nicht getraut, als sie, die aus dem damaligen Elend in der Ukraine kam, auf dem Ku'damm die riesigen Grillfleischportionen sah, die den Gästen eines Straßenrestaurants serviert wurden. Viele Jahre hatte die ausgebildete Tiefbauingenieurin dann in Berlin als Putzfrau gearbeitet und Geld in die Ukraine geschickt, damit ihr Enkel nicht verhungerte. Bald nach der Orangefarbenen Revolution war sie zurückgekehrt nach Kiew, wo sie mit ihrem geschiedenen Mann, einem Karäer von der Krim. und ihrem Enkel wieder in ihrer alten Wohnung wohnte, auf sechsunddreißig Quadratmetern Plattenbau mit Blick auf die Sonnenuntergänge über dem Dnjepr. Ihre Tochter hatte schon vor langer Zeit das Exil in den Niederlanden gewählt.

Wie bei jedem ihrer Besuche hatte mir Olga auch diesmal eine Kiewer Torte mitgebracht, eine unvergleichliche Köstlichkeit aus Baiser, Haselnüssen und Buttercreme, die wir seit dem Machtwechsel in der Ukraine Poroschenko-Torte nannten, weil sie aus einer der Fabriken stammte, die dem neuen Präsidenten gehörten. Danach hatte ich immer mein Poroschenko-Bauchweh, weil ich mich nicht zurückhalten konnte und zu viel von der Torte aß. Diesmal machte Olga keinen reinen Freundschaftsbesuch, sie war gekommen,

weil ihre ältere Schwester Tamara in einem jüdischen Altenheim in Berlin gestorben war. Die Beerdigung hatte schon stattgefunden, Olga wollte die Urne mit der Asche abholen, um sie auf dem Friedhof des ukrainischen Dorfes zu beerdigen, wo sie mit der Schwester ihre Kindheit verbracht hatte. Jetzt kam sie aus dem gerade ausgebrochenen Bürgerkrieg in der Ukraine – auf dem Majdan, wo alles friedlich begonnen hatte, wurde bereits geschossen.

Es war ein seltsamer Spuk: Der Anfang meiner Suche nach meiner Mutter fiel mit den ersten seismographischen Ausschlägen einer erneuten militärischen Auseinandersetzung in der Ukraine zusammen. Mir war, als zeigten mir die Fernsehbilder jenen Bürgerkrieg, in dem sie geboren war, als würde mir vorgeführt, was sie damals erlebt hatte. Bald sollte die Gewalt auch Mariupol erreichen, und als erstes Haus sollte dort ausgerechnet dasjenige brennen, an dessen Stelle einst das von meiner Großtante Valentina gegründete Mädchengymnasium gestanden hatte. Die ukrainischen Medien berichteten vom «Haus, das dreimal brannte». Zum ersten Mal war es während des Bürgerkriegs in Flammen aufgegangen, als es noch Valentinas Gymnasium war. Später hatten an genau dieser Stelle, in der Georgijewskaja-Straße 69, die deutschen Besatzer ihr Arbeitsamt eingerichtet und bei ihrem Rückzug aus Mariupol angezündet, um die Spuren ihrer Deportationsbehörde zu verwischen.

Das schien eine meiner wichtigsten Fragen zu beantworten. Wahrscheinlich, so war meine Hypothese, hatte man Valentinas Gymnasium nach dem Brand wieder aufgebaut, und später hatte meine junge Mutter an diesem Gymnasium unterrichtet, die Nichte der inzwischen verstorbenen Gründerin. Als die deutschen Besatzer kamen, schlossen sie die Schule, richteten in dem zentral gelegenen Gebäude ihr

Arbeitsamt ein und übernahmen das Schulpersonal. So war meine Mutter Mitarbeiterin des deutschen Arbeitsamtes geworden. Sie hatte sich diese Arbeitsstelle weder selbst ausgesucht, noch war sie ausgesucht worden, es war ein automatischer bürokratischer Vorgang gewesen. Sehr viel weniger wahrscheinlich war es jedenfalls, dass sie von den deutschen Besatzern rein zufällig an einem Arbeitsplatz eingesetzt wurde, der sich am selben Ort befand wie das einstige Gymnasium ihrer Tante.

Bis vor kurzem hatte in Deutschland kaum jemand von Mariupol gehört, über Nacht hatte der Bürgerkrieg sein Schlaglicht auf die Stadt geworfen. Während ich in Gedanken bei meiner Mutter war, zeigte mir das Fernsehen zum ersten Mal Bilder der Stadt, in der sie gelebt hatte. Straßen, auf denen sie gegangen war, Häuser, die sie gekannt hatte, eine kleine Parkanlage, die es vielleicht auch schon damals gab. Und vor allem immer wieder das brennende, qualmende Haus in der Georgijewskaja-Straße 69, in dem sich zur Zeit des Anschlags das Hauptquartier der Mariupoler Polizei befunden hatte – ein zentraler Ort meiner Familiengeschichte, der plötzlich im Mittelpunkt der deutschen Fernsehnachrichten stand. Auf einer an dem Gebäude angebrachten Gedenktafel, die den Flammen getrotzt hatte, konnte man lesen:

Während der Okkupation von 1941 bis 1943 befand sich an dieser Stelle das deutsche Arbeitsamt. Von hier aus wurden mehr als sechzigtausend Mariupoler in die Sklaverei nach Deutschland verschleppt. Jeder Zehnte von ihnen ist in der Unfreiheit umgekommen.

Auch Olgas Schwester Tamara, die nun in hohem Alter in Berlin gestorben war, hatte zu den Verschleppten aus der Ukraine gehört. Man hatte sie als Zwanzigjährige aus Kiew nach Wien deportiert, zum Arbeitseinsatz in einer Konservenfabrik. Nach ihrer Rückkehr in die Ukraine entging sie zwar dem Schicksal derer, die als Vaterlandsverräter und Kollaborateure erschossen oder aus einem Zwangsarbeiterlager ins nächste gebracht wurden, aber sie zählte zum Gros derer, für die die Zwangsarbeit in Deutschland lebenslange Folgen hatte. Die Zurückgekehrten, denen es nicht gelungen war, sich der Verschleppung durch den Kriegsfeind zu widersetzen, wurden nicht mehr in die Gesellschaft aufgenommen, die meisten fristeten ein elendes Hungerleben bis zu ihrem Tod. Tamara durfte nicht studieren und fand keine Arbeit, nicht einmal die primitivste. Viele Jahre war sie gezwungen, sich von ihren Eltern durchbringen zu lassen, die selbst am Hungertuch nagten. Schließlich verliebte sich ein Bekannter ihrer Eltern in sie, ein schon in die Jahre gekommener Professor für Biochemie, der um ihre Hand anhielt. Sie erwiderte seine Gefühle nicht, aber die Heirat rettete sie, von da an war wenigstens ihr physisches Überleben gesichert. Ganz ohne Strafe ließ man ihren mutigen Ehemann, der als Jude ohnehin schon stigmatisiert war, allerdings nicht davonkommen. Lange Zeit blieb er der einzige Professor in ganz Kiew, der keine eigene Wohnung zugeteilt bekam, sondern mit seiner Frau und zwei Kindern in einer Gemeinschaftswohnung leben musste.

Ich kannte Olgas Schwester nur als völlig gleichmütige, unerschütterliche Frau. Nichts auf der Welt schien sie zu bewegen, in ihrem Gesicht drückte sich so etwas wie ewige Windstille aus. Als ihr Mann in den achtziger Jahren starb und ihre Söhne nach Deutschland auswanderten,

folgte sie ihnen - als Mutter jüdischer Söhne erhielt sie eine Aufenthaltserlaubnis. Ihre letzte, noch lange Lebensstrecke verbrachte sie, freiwillig zurückgekehrt in die Welt ihrer einstigen Sklaverei, als Hartz-IV-Empfängerin in einem Hochhaus im Berliner Wedding. Sie saß in ihrem Einzimmerapartment vor dem Programm eines russischen Fernsehsenders oder beschäftigte sich mit dem Lösen russischer Kreuzworträtsel. Die deutsche Sprache schien sie nicht zu hören, das fremde Land hinter dem Fenster nahm sie nicht zur Kenntnis. Ihre Zeit in Wien dagegen nannte sie die glücklichste ihres Lebens. Wenn sie von Wien sprach, begannen ihre trüben Augen plötzlich zu leuchten, ihre blassen, stearinartigen Wangen nahmen einen rosigen Schimmer an. Olga war sich sicher, dass ihre Schwester in Wien ihre erste und letzte Liebe erlebt hatte und dass ihr Auserwählter ein Deutscher gewesen war. Wenn das stimmte, dann war sie ein großes Risiko eingegangen. Slawische Zwangsarbeiterinnen, die sich mit einem Deutschen einließen, wurden mit dem Tod oder mit Einweisung in ein KZ bestraft. Auch in der Ukraine hätte Tamara ihre Liebschaft mit einem Deutschen, wäre sie ruchbar geworden, teuer bezahlt, vielleicht mit ihrem Leben. Darüber hinaus hätte ihre gesamte Familie mit Repressalien rechnen müssen. Das wusste Tamara und hielt sich ihr Leben lang an die Schweigepflicht, alle Schrecken der Zwangsarbeit hatte sie offenbar aus ihrem Bewusstsein getilgt und lebte in schwärmerischen Erinnerungen. Sie starb mit fast neunzig Jahren auf der Seite der Welt, auf der sie vor langer Zeit vermutlich ihre Seele zurückgelassen hatte, und nahm ihr Geheimnis mit ins Grab.

Olga musste noch einige Formalitäten für die Aushändigung der Urne erledigen und blieb ein paar Wochen. Halbe

Nächte hörten wir Opernmusik auf YouTube, wie immer, wenn Olga zu Besuch war. Schon zu Beginn unserer Freundschaft vor fast fünfundzwanzig Jahren hatte ich sie mit meiner Leidenschaft für die Oper angesteckt. Wieder und wieder hörten wir den russischen Bariton Dmitri Hvorostovsky, der aus dem sibirischen Krasnojarsk kam und, inzwischen ein Weltstar geworden, einmal gesagt hatte: «Ich singe nicht, um zu unterhalten und euch angenehme Gefühle zu bereiten, ich singe, um euch aufzurütteln, euch weh zu tun, damit ihr mit mir weint.» Er sang «Ah, per sempre io ti perdei», er sang «Kak molody my byli», es fiel ihm nicht schwer, uns mit seiner Stimme weh zu tun, wir saßen vor dem Bildschirm und heulten.

Viele Stunden am Tag war ich weiterhin mit der Suche nach meinem Onkel Sergej und dessen Tochter Jewgenia, meiner Cousine, beschäftigt. Als ich es eines Tages wieder einmal mit meiner simplen Trial-and-Error-Methode probierte und die russische Googlemaschine nach einer Jewgenia Sergejewna Iwaschtschenko befragte, zeigte mir irgendeine undefinierbare Seite eine Adresse in Kiew an: Krutoj Spusk, Haus Nr. 26, Wohnung 5. Olga kannte die Straße, die, ins Deutsche übersetzt, «Steiler Abhang» hieß. Sie lag in einer repräsentativen Gegend der Kiewer Altstadt, gleich hinter dem Majdan. Hinter der Adresse stand eine Telefonnummer. Als ich mir endlich ein Herz gefasst und die Nummer gewählt hatte, erklärte eine Automatenstimme auf Ukrainisch und Englisch, dass der Anschluss nicht mehr existiere.

Die Angst um Angehörige war auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetunion schon immer ein verbreitetes Phänomen. In dem wilden, ungeregelten Alltag lauerten stets Gefahren, die Kriminalität war hoch. Jetzt, da in Kiew kriegsähnliche Zustände herrschten, starb Olga tausend Tode, wenn ihr dreiundzwanzigjähriger Enkel das Haus verließ. Nie hätte sie ihm erlaubt, auf den Majdan zu gehen, wo er die Freiheit der Ukraine verteidigen wollte, aber jetzt war sie so angesteckt von meinem Suchfieber, dass sie ihn per Skype auf meinen Bildschirm holte und ihn mit strengen Maßregeln losschickte, zu der Adresse aus dem Internet.

Es dauerte zweieinhalb Stunden, für Olga wahrscheinlich eine Ewigkeit, bis ihr Enkel von seiner Exkursion zurück war. Er hatte in der angegebenen Wohnung niemanden angetroffen, und auch in der Nachbarwohnung hatte man nicht auf sein Klingeln reagiert. Der Hauswart hatte ihm gesagt, dass vor Jahren eine alte Frau in der Wohnung Nr. 5 gewohnt habe, aber die sei gestorben, an ihren Namen erinnere er sich nicht. Inzwischen habe die Wohnung schon zweimal den Besitzer gewechselt, im Moment werde sie wieder renoviert.

Vor der Abfahrt wickelte Olga die Urne mit der Asche ihrer Schwester in zwei Handtücher und verstaute sie in ihrem Koffer. Ich brachte sie zum Busbahnhof am anderen Ende der Stadt. Ihre Schwester Tamara, die einst ihre glücklichsten Tage als Zwangsarbeiterin in einer Wiener Konservenfabrik verbracht hatte, kehrte zum zweiten Mal zurück in die Ukraine – diesmal nicht in einem Viehwaggon, sondern in einem komfortablen, klimatisierten Fernbus, und diesmal für immer.

In Kiew angekommen, nahm Olga sich nach der langen Busfahrt nicht einmal die Zeit, um richtig auszuschlafen. Sie trank zwei Tassen schwarzen Kaffee, den sie, unbeeindruckt von der modernen Technik, in einer Cezva, einem langstieligen Kupferkännchen, auf der Herdplatte zubereitete, dann zündete sie sich eine Zigarette an und lief zur Metro. Jeder, der sie nur von hinten oder aus größerer Entfernung sah, hielt sie für eine junge Frau. Sie war schlank wie ein Reh und kletterte mit ihren zweiundsiebzig Jahren auf ihrem Datschengrundstück noch auf Bäume, um Obst zu ernten.

In der Wohnung 5 im Haus Nr. 26 am Krutoj Spusk öffnete auch diesmal niemand, aber die Nachbarin war zu Hause. Von ihr erfuhr Olga, dass die alte Frau, Jewgenia Sergejewna Iwaschtschenko, die frühere Bezirksärztin, mitnichten gestorben, sondern vor ein paar Jahren umgezogen war. Damit war im Grunde bereits klar, dass es sich um Sergejs Tochter handelte. Es mochte viele Frauen geben, die Jewgenia Sergejewna Iwaschtschenko hießen, aber eine Frau dieses Namens, die als Tochter einer Ärztin selbst Ärztin geworden war, existierte wahrscheinlich nur einmal. Olga fragte trotzdem nach. Ob die Nachbarin zufällig wisse, wer der Vater von Jewgenia Sergejewna sei.

«Natürlich weiß ich es», erwiderte die Frau. «Er stammte aus Mariupol und war ein bekannter Opernsänger.» Sie gab Olga die neue Telefonnummer ihrer ehemaligen Nachbarin.

Zu Sowjetzeiten hatten die Menschen sich in ihren Küchen getroffen. Inzwischen gab es in Kiew eine Vielzahl von Restaurants und Cafés, die die Küche als soziokulturellen Ort überflüssig gemacht hatten. Meine Cousine Jewgenia konnte aber schon deshalb niemanden bei sich zu Hause empfangen, weil sie, wie sie Olga gleich am Telefon erklärte, in ihrer kleinen Zweizimmerwohnung sechs Untermieter hatte. Das war selbst in dem katastrophal überfüllten Kiew, wo jede Ritze vermietet wurde, nicht alltäglich.

Mir war bekannt, dass Ärzte in der einstigen Sowjetunion schlecht bezahlt waren. Vor meinem inneren Auge erschien das Bild einer abgearbeiteten, verhärmten Bezirksärztin, die ihr Leben lang in einem unterversorgten, schäbigen Bezirkskrankenhaus geschuftet hatte und jetzt in ihrer kleinen Wohnung eine Art Nachtasyl betrieb, weil sie nicht von ihrer Rente leben konnte. Eine alte Frau im postsowjetischen Elend.

Olga wusste nach dem Treffen mit ihr anderes zu berichten. Sie war einer elegant gekleideten, geschminkten Frau mit exzentrischen Zügen begegnet. In ihrer Statur und dem Typus nach sei sie mir recht ähnlich, sagte Olga, die in ihrer vollgestopften Wohnung die halbe Nacht lang nach Fotos und Büchern von mir gesucht hatte, um sie meiner Cousine zu zeigen, doch die hatte das Mitgebrachte höchstens eines kurzen Blicks gewürdigt. Jeder Versuch, den Olga unternahm, ihr etwas von mir zu erzählen oder von ihr in Erfahrung zu bringen, wurde im Keim erstickt. Jewgenia redete ohne Unterlass von ihrem Vater, der offenbar ihr Gott gewesen war. Nach zwei Stunden war die sanfte, geduldige Olga vor ihr geflohen – selbst auf meinem Bildschirm sah sie noch abgekämpft und zerzaust aus, als hätte sie mit meiner Cousine eine körperliche Auseinandersetzung gehabt.

Als ich am nächsten Tag bei Jewgenia anrief, verstand ich sofort, was Olga mit ihr durchgemacht hatte. Spätestens nach zehn Minuten war mir klar, dass auch ich kaum zu Wort kommen, dass es mir nur schwer gelingen würde, ihr die Fragen zu stellen, die ich mir aufgeschrieben hatte. Nach dem schrillen Aufschrei, mit dem sie mich begrüßte, redete sie mich sofort in Grund und Boden, ich war mir nicht einmal sicher, ob sie eigentlich wusste, mit wem sie telefonierte. Mir blieb nur, mich zu konzentrieren und zu versuchen, aus der Suada an meinem Ohr das herauszuhören, was ich wissen wollte.

Meine schwache Hoffnung, dass sie meine Mutter noch gekannt hatte, erfüllte sich nicht. Jewgenia war 1943 geboren, in genau dem Jahr, in dem meine Mutter Mariupol für immer verließ. Es stellte sich heraus, dass der ukrainische Jugendliche aus dem Dorf am Asowschen Meer, der nach einer flüchtigen Korrespondenz mit mir wieder verschwand, die richtige Spur gewesen war, wahrscheinlich hatten seine Urgroßeltern Sergej wirklich gekannt. In diesem Dorf nämlich wurde Jewgenia, ein Fronturlaubskind, in der Evakuierung geboren. Eines Tages, sie war drei Jahre alt, war ebendort ein fremder Mann ins Zimmer gekommen und hatte gesagt: «Ich bin dein Vater.» Und sie hatte sofort gewusst, dass das stimmte, dass dieser und kein anderer Mann ihr Vater war. Sie hätten einander von Anfang an «fanatisch» geliebt, sagte sie immer wieder, wobei sie das zweite «a» wie eine Sirene in die Länge zog.

Aus ihrem Mund hörte ich zum ersten Mal von einem Kindermädchen namens Tonja, das schon vor der Revolution in der Familie meiner Mutter gelebt hatte und auch danach durch alle Zeiten und Katastrophen hindurch bei ihr geblieben war. Diese Tonja soll erzählt haben, dass meine Mutter während des Kriegs einen amerikanischen Offizier geheiratet habe und mit ihm in die USA gegangen war.

Ich kannte die russische Leidenschaft für Legendenbildungen, mit der musste ich während meiner Suche immer rechnen, aber hier erstaunte mich die Missachtung historischer Fakten, über die einstige Sowjetbürger in der Regel gut Bescheid wussten. Zwar hatte ich von sowjetischen Zwangsarbeiterinnen gehört, die nach der Befreiung amerikanische Soldaten geheiratet hatten und ihnen in die USA gefolgt waren, aber das hatte sich in Deutschland zugetragen. Es war völlig ausgeschlossen, dass sich im Krieg ein amerikanischer

Offizier auf sowjetischem Boden befunden hatte, den meine Mutter in Mariupol hätte kennenlernen können. Selbst wenn das Kindermädchen Tonja das Gerücht wirklich verbreitet hatte, war es verwunderlich, dass es bei meiner Cousine auf keine Zweifel zu stoßen schien.

Aber die Kunde von dem Kindermädchen schloss erneut eine Lücke, die für mich im Leben meiner Mutter klaffte. Immer hatte ich über ihre Lebenssituation bei Ausbruch des Krieges gerätselt - ihr Vater schon seit vier Jahren tot, der Bruder an der Front, die Schwester in der Verbannung, die Mutter verschollen auf dem Weg dorthin. Immer hatte ich sie in dieser schrecklichen Zeit völlig allein gewähnt, weil mir außer ihren direkten Familienmitgliedern niemand bekannt war, in dessen Gesellschaft ich sie mir hätte vorstellen können. Nun wusste ich, dass wahrscheinlich das Kindermädchen Tonja an ihrer Seite war, ein Mensch, den sie vielleicht schon von ihrem ersten Atemzug an kannte. Wahrscheinlich hatte Tonja den Ofen angeheizt, wenn es Heizmaterial gab, etwas zu essen aufgetrieben in der zertrümmerten Stadt, war bei Fliegeralarm mit meiner Mutter in den Luftschutzkeller gelaufen.

Sergej, so berichtete mir meine Cousine, hatte sie, seine Tochter, tatsächlich nach meiner Mutter benannt. Er habe seine kleine Schwester vergöttert, bis zu seinem Tod immer wieder von ihr gesprochen, sie als außerordentlich schön und intelligent beschrieben und nie aufgehört, auf eine Nachricht von ihr zu warten. Zum ersten Mal in meinem Leben hörte ich von einem Menschen, der meine Mutter geliebt hatte, sie, die ich nur als Geächtete kannte. Der erste liebende Blick, der von außen auf sie fiel, zeigte mir so deutlich und bestürzend wie nie zuvor, welchem Ausmaß an Nichtliebe sie in Deutschland ausgesetzt gewesen war.

Meine Cousine hätte jetzt die Gelegenheit gehabt, die Nachricht zu empfangen, auf die ihr Vater so lange vergeblich gewartet hatte, aber sie stellte mir keine einzige Frage nach dem wahren Schicksal meiner Mutter. Sie ließ nicht zu, dass ich ihre Illusion zerstörte, sie habe eine Tante im Land der unbegrenzten Möglichkeiten gehabt. Vielleicht dachte sie sogar, meine Mutter sei noch am Leben und ich riefe aus den USA an.

Über Matilda Iosifowna De Martino, unsere gemeinsame Großmutter, wusste sie, dass diese nicht im Krieg umgekommen war. Allerdings war sie von ihrer Reise nach Medweshja Gora auch nie nach Mariupol zurückgekehrt. Meiner Cousine war nichts über die Gründe bekannt, sie wusste nur, dass sie zuletzt in Woskressensk gelebt hatte, einer russischen Stadt in der Nähe von Moskau. Sie starb 1963 im Alter von sechsundachtzig Jahren, also erst sieben Jahre nach meiner Mutter.

Hätte sie, meine Mutter, gewusst, was ich jetzt wusste, wäre vielleicht alles anders gekommen. Hätte sie damals an eine Mutter denken können, die lebte, hätte sie ihr Los in Deutschland vielleicht etwas leichter ertragen. Vielleicht hätte sie dieses Wissen davon abgehalten, sich umzubringen. Stattdessen hatte der Fluss sie womöglich gerade mit der Stimme ihrer Mutter gerufen, womöglich hatte sie sich auf dem Weg in die deutsche Regnitz vorgestellt, dass sie auf ihre tote Mutter zuging.

Meine Cousine hatte unsere Großmutter nur zwei- oder dreimal in ihrem Leben gesehen, aber sie erinnerte sich noch genau an ihr Todesdatum. Es war identisch mit dem Datum meines Geburtstags. An dem Tag, an dem ich in einer deutschen Provinzstadt achtzehn Jahre alt wurde, starb meine Großmutter im fernen Woskressensk, einer Stadt, deren Name im Russischen «Sonntag» und «Auferstehung» bedeutete. Hatte auch sie geglaubt, dass ihre Tochter ein glückliches Leben in Amerika führte?

Unsere Großmutter beschrieb meine Cousine als kühl, unnahbar und sarkastisch. Eine winzige, spindeldürre Alte mit schneeweißem Haar und einer langen Nase, die nur Krümel aß, wie ein Vogel. Alle hätten sich ein wenig vor ihr gefürchtet, auch Sergej, dessen Stimme sie immer kritisiert, nie für gut genug befunden habe. Ihr Leben lang habe sie nur einen einzigen Mann geliebt: ihren Bruder Valentino De Martino. Ihre Tochter Lidia sei sein Kind gewesen, ein Inzestkind. Sonst wusste meine Cousine nichts zu sagen über Lidia, sie hatte sie nie gesehen. Ihr Vater Sergej hatte nach ihrer Verhaftung nie mehr von ihr gehört und auch nie von ihr gesprochen. Wahrscheinlich, so meinte meine Cousine, sei Lidia im Straflager umgekommen.

Jakow, der Vater meiner Mutter, so behauptete Jewgenia, hatte sich das Leben genommen. Er sollte verhaftet und zu einer Denunziation gezwungen werden, aber dem habe er sich entzogen, indem er sich am Vorabend seiner Verhaftung erschoss. Es soll meine Mutter gewesen sein, die seine Leiche fand. Seltsamerweise kam mir das bekannt vor. als hätte ich es einst schon aus dem Mund meiner Mutter gehört. Und zugleich erinnerte ich mich genau, wie sie mir erzählt hatte, dass ihr Vater an einem Herzanfall gestorben war. Bis heute fühlte ich den Ausschlag des Schreckens, den sie empfunden hatte, als sie in der Schule aus dem Unterricht geholt wurde und sofort begriff, was geschehen war. Es schien, als sei ihr Vater zweimal gestorben, als hätte sie diesen Verlust zweimal erlebt. Sowohl die eine als auch die andere Version seines Todes stimmte in meiner Erinnerung, wie war das möglich? Mir fiel Jakows Eintrag im Kirchenregister ein. Sprach die fehlende Angabe der Todesursache nicht dafür, dass er sich tatsächlich umgebracht hatte? Erklärte sich die Leerstelle damit, dass das Wort «Selbstmord» in einem Kirchenbuch nicht vorkommen durfte?

Die meiste Zeit sprach meine Cousine über ihren Vater Sergej. Sie sagte, er habe zwölf Sprachen gesprochen und sei der größte Sänger seiner Zeit gewesen, mit einer typisch italienischen Opernstimme, keiner habe ihm das Wasser reichen können. Schon während seines Studiums in Kiew war er Stanislaw Kossior aufgefallen, dem ehemaligen Staatschef der Ukraine, der als einer der Hauptverantwortlichen für die Hungerkatastrophe in den dreißiger Jahren galt. Als sein Auge auf Sergei fiel, war er bereits zum Vollmitglied des Politbüros der KPdSU aufgestiegen. Er hörte Sergej in einem Konzert im Kiewer Konservatorium und protegierte ihn von da an. Er musste einen Narren an ihm gefressen haben, denn er förderte ihn nicht nur als Sänger, sondern lud ihn auch mehrfach zu sich nach Hause ein. Ein schier unerhörter Vorgang, dass ein Politbüromitglied einem kleinen Studenten Zugang zu seiner Privatsphäre gewährte. Doch schon bald wurde Kossior, wie viele andere auch, zum Opfer des Systems, dem er diente. Stalin ließ ihn verhaften und foltern, um ihn zu irgendwelchen Geständnissen zu zwingen. Da er standhielt, holte man seine Tochter und vergewaltigte sie vor seinen Augen. Kossior gestand, seine Tochter sprang aus dem Fenster, er wurde erschossen, seine Asche auf dem Moskauer Donskoj-Friedhof in ein Massengrab geworfen. Damit war auch Sergejs Schicksal besiegelt. Er war zum Günstling eines erklärten Staatsfeindes geworden, Kossiors Schatten verfolgte ihn sein Leben lang. Dank seiner außerordentlichen Stimme, so Jewgenia, wurde er zwar an großen sowjetischen Theatern engagiert, aber der wirkliche Ruhm führte nur über

das Moskauer Bolschoi-Theater, und das blieb dem einstigen Kossior-Liebling für immer verschlossen.

Ich erinnerte mich an Konstantins Worte über Sergejs verwunderliche Parteimitgliedschaft. Jetzt war mir klar, wie das Kamel durchs Nadelöhr gegangen war. Nur Stanislaw Kossior konnte das bewirkt haben, wahrscheinlich hatte dafür ein Fingerschnippen von ihm genügt – unter der Voraussetzung, dass Sergej sich von seiner Schwester lossagte, die sich in einem Straflager befand? Ich sah meinen Onkel als schwachen, angstvollen Menschen vor mir, der mit der Macht paktiert hatte und zeitlebens dafür büßte. Der eine starke Hand gebraucht und deshalb eine Frau gewählt hatte, die von seiner Tochter in unserem Telefonat als «Stalin im Rock» bezeichnet wurde.

Jewgenia war nie verheiratet gewesen - dieser Unsinn, so ihre Worte, sei nichts für sie. Sie hatte nur für ihren Vater gelebt, der sein schwaches Herz offenbar von seinem Vater Jakow geerbt hatte. Sie war Ärztin geworden, um ihn selbst behandeln zu können. Sie hatten ein Nomadenleben geführt, waren von Republik zu Republik, von einer Stadt zur nächsten gezogen, jeweils dorthin, wo Sergej für ein paar Jahre ein Engagement hatte. Immer hatten sie nur in provisorischen Wohnungen gelebt, zumeist jahrelang zu dritt in einem theatereigenen Gästezimmer. Überall war Jewgenia auf der Jagd nach dem raren Obst und Gemüse für ihren Vater gewesen, besorgte Herzmedikamente aus dem Ausland und ließ sich schließlich sogar schwängern, um ihrem Vater das ersehnte Enkelkind zu schenken, das inzwischen ein erwachsener. verheirateter Mann war. Mit ihm und seiner Frau hatte sie in dem Haus am Krutoj Spusk zusammengelebt, aber da sie sich nicht mit ihrer Schwiegertochter vertrug, musste man die große Wohnung gegen zwei kleine tauschen.

Sergej erlitt mit zweiundfünfzig Jahren einen Herzinfarkt, von dem er sich nie mehr richtig erholte. Als er das Singen aufgeben musste, zog die Familie nach Kiew, wo sich sein lebenslanger Traum von einer eigenen Wohnung endlich erfüllte. Da er trotz seiner beachtlichen Karriere als Sänger eine miserable Rente bezog, war er gezwungen, sich etwas dazuzuverdienen. In seinen letzten Lebensjahren arbeitete er als Wächter in einem Vergnügungspark. «Er ist auf der Straße gestorben», sagte Jewgenia, «eines Tages fiel er auf dem Heimweg vom Park tot um.» Sie war davon überzeugt, dass man ihren Vater ermordet hatte: Er habe im Park einen Karussellunfall beobachtet, bei dem einige Kinder umgekommen seien, und sei als Zeuge beseitigt worden. Sollte ich das glauben? Oder konnte meine Cousine den Gedanken nicht ertragen, dass ihr Vatergott eines ganz banalen Todes gestorben war, am ehesten an einem zweiten Herzinfarkt, den auch sie nicht hatte verhindern können, obwohl sie eigens Medizin studiert hatte und Ärztin geworden war?

Meine Cousine hatte mir mehr erzählt, als ich zu hoffen gewagt hatte, aber nach dem etwa zwei Stunden dauernden Telefonat, bei dem ich selbst so gut wie nichts gesagt hatte, fühlte ich mich plötzlich völlig leer. Ich saß vor dem verzweigten Stammbaum, den Konstantin mir aufgemalt hatte und der vergrößert über meinem Schreibtisch hing – jetzt hätte ich ihm drei weitere Zweige hinzufügen können, meine Cousine, ihren Sohn und dessen Frau, aber ich wusste nicht mehr, wozu das gut gewesen wäre. Ich wusste nicht mehr, wonach ich eigentlich gesucht hatte, was mich all diese fremden Menschen angingen, was mich mit ihnen verband. Mein Leben lang hatte ich mich benachteiligt gefühlt, weil ich keine Familie hatte, aber das war nur deshalb so gewesen, weil ich nicht gewusst hatte, dass ich ein glücklicher Mensch war ohne

diesen ganzen Ballast. Die abgrundtiefe Trauer, die mich in letzter Zeit manchmal überfallen hatte, weil ich meine ukrainisch-italienische Sippe nie kennenlernen würde, hatte sich in Grauen vor dieser Sippe verwandelt. Ich wollte nichts mehr hören von all den Ungeheuerlichkeiten, all den finsteren, haltlosen Liebes-, Hass- und Wahnsinnsgeschichten, denen zufolge kaum einer meiner Vorfahren eines natürlichen Todes gestorben war. In meinem Kopf überschlug sich alles, Erfindung und Lüge, Realität und die Hirngespinste einer halb verrückten, in sich selbst und ihren Vaterwahn eingeschlossenen alten Frau. Ich hatte keine Ahnung, was ich ihr glauben konnte und was nicht, ich sehnte mich zurück in die stille, glückliche Zeit mit den Toten, all den schönen, interessanten Menschen auf den alten Schwarzweißfotos. Sie hatten ihren Zauber für mich verloren und die Züge meiner lebenden Cousine angenommen. Wahrscheinlich hatte auch sie mehr Schrecken erlebt, als in ein einziges Leben passte, offenbar hatte sie nie ihr eigenes Leben gefunden, sondern sich hinter der Identität einer Tochter versteckt. Was für ein Schicksal mochte ihr Sohn haben, der für ein Leben als Enkel vorgesehen war?

Am meisten irritierte mich Jewgenias Beschreibung unserer Großmutter Matilda. Hätte meine Mutter sich die Augen ausweinen können nach einer kühlen, unnahbaren, sarkastischen Frau? War das Bild, das sie mir von ihrer Mutter vermittelt hatte, vielleicht jener verklärenden Trauer geschuldet, die wir oft für das empfinden, was für immer verloren ist? War Matilda als weggegebenes Kind der Kapitänsbraut Teresa Pacelli gar nicht in der Lage gewesen, ihren eigenen Kindern später Schutz und Geborgenheit zu geben, da sie selbst so etwas nie erfahren hatte?

Das Meer schien sich als Motivstrang durch die Fami-

liengeschichte meiner Mutter zu ziehen. Ihr ukrainischer Großvater Epifan, der Reeder, hatte den Seeweg gewählt, um für immer zu verschwinden. Ihr italienischer Großvater Giuseppe, der Kapitän, verbrachte einen großen Teil seines Lebens auf dem Meer, gemeinsam mit seiner Frau, die ihre Puppen aufs Schiff mitbrachte, dafür aber ihre Kinder weggab. Vielleicht wuchsen ihre Kinder Matilda und Valentino nicht bei denselben Verwandten auf, sondern getrennt, vielleicht waren die beiden einander fremd genug, um sich eines Tages ineinander zu verlieben. Oder hatte eine aus der gemeinsamen Verlassenheit erwachsene Nähe eines Tages die Leidenschaft zwischen den Geschwistern entfacht, eine Leidenschaft, die Lidia hervorgebracht hatte? War sie wirklich ein Kind der Inzucht, der Blutschande und daher eine Außenseiterin, eine Ausgestoßene der Familie, über die nicht nur ihr Bruder Sergej, sondern auch ihre Schwester, meine Mutter, geschwiegen hatte? Hing das alles miteinander zusammen - das angeborene Schandmal, ihr Selbstmordpakt mit ihrer Cousine Marusja und das Straflager, in dem sie schließlich verschwand? War es so, oder folgten meine Gedanken den inneren Stromschnellen meiner wunderlichen, monomanen Cousine, die aus der abgöttischen Liebe zu ihrem Vater Inzestgeschichten über andere flocht?

Wenn es stimmte, was sie über Lidia gesagt hatte, wenn die Schwester meiner Mutter wirklich im Lager umgekommen war, dann war ich am Ende meiner Suche angelangt. Von potenziellen, noch weiter entfernten Verwandten hatte ich kaum noch Informationen über meine Mutter zu erwarten. Meine Cousine Jewgenia hatte mich in einer Wüste zurückgelassen, mit mehr Fragen, als ich je gehabt hatte, Fragen, auf die ich vermutlich nie mehr eine Antwort bekommen würde. Meine Mutter hatte ich aus den Augen verloren, sie schien

für immer im Abgrund zwischen Wahrheit und Dichtung verschwunden, in einem flackernden, ungreifbaren Nichts. Alles, was ich über sie herausgefunden hatte, war letztlich nur Stoff für Vermutungen und Hypothesen, Stoff für ein Märchen.

Wenige Tage nach meinem Telefonat mit Jewgenia begegnete Olga ihr auf dem Majdan. Zwar war der Platz zu dieser Zeit im wahrsten Sinn des Wortes der Brennpunkt der Stadt, aber Kiew hatte immerhin annähernd drei Millionen Einwohner, sodass es ziemlich unwahrscheinlich war, jemandem, den man gerade erst kennengelernt hatte, ein paar Tage später wieder zufällig über den Weg zu laufen. Olga erschrak und versteckte sich in der Menschenmenge, doch meine Cousine hätte sie vermutlich ohnehin nicht wiedererkannt. Sie hatte sie während des Treffens gar nicht angeschaut, sondern ihr nur fortwährend von allen Seiten die Grübchen gezeigt, die ihr Vater so an ihr geliebt hatte und die ihr ganzer Stolz zu sein schienen. Jetzt stand sie, bekleidet mit einem eleganten, indigoblauen Mantel und einem großen schwarzen Hut, etwas abseits und sang. Mit einer leicht brüchigen Stimme, die leuchtenden Augen gen Himmel erhoben, sang sie am Rand des kriegerischen Tumults die russische Fassung von Massenets berühmter «Élégie», die in der Ukraine jeder kannte und die bestimmt einst auch ihr Vater gesungen hatte: «Wo sind sie hin, die Tage der Liebe, der süßen Träume, des schönen Vogelgesangs ...»

Eine Frage hatte sie mir am Ende unseres Telefonats doch gestellt. Sie wollte wissen, ob ich schon einmal in Mariupol war. Es wäre höchste Zeit für mich gewesen, mich auf den Weg dorthin zu machen, den Herkunftsort meiner Mutter mit eigenen Augen zu sehen, aber im Grunde waren wir uns gar nicht so unähnlich, meine Cousine und ich. Sie hatte sich hinter ihrem Vater vor dem Leben verschanzt, ich mich hinter der Kante meines Schreibtisches. Aus ganz unterschiedlichen Gründen hatte ich auch mit Konstantin etwas gemeinsam. Nicht nur ihm ersetzte das Internet die Welt, sondern auch mir.

Von meiner Cousine hörte ich nie wieder.

Wenige Tageshierenherbrieftelleren und houjemenblyer nete Olga ihr auf dem Majdan. Zwar war der Platz zu diese Zeit im wahritten Sinn des Worves der Freunpunkt der Stadisher Filme hattle immed kinnen blessen ihre stad in 1888.



Es war Januar am Schaalsee. Noch nie hatte mich eine so lang anhaltende, eisige Dunkelheit umgeben, auch am Tag wurde es kaum noch hell. Ich war in eine Art Polarnacht geraten, in eine Stille wie im Weltraum, in

der man nachts nur das Knacken des Eises hörte, das den See bedeckte. Manchmal war es ein Rumoren, ein leises Rumpeln, das wie von einem Rangierbahnhof kam. Ich stellte mir vor, dass irgendwo in der Tiefe des Sees Eisblöcke zusammenstießen, sich übereinanderschoben. Nur noch die Straßenlaterne vor meinem Haus, die letzte im Ort, erinnerte mich daran, dass ich mich in der belebten Welt befand. Obwohl auch diese Laterne manchmal zu blinzeln begann, als wäre sie müde, als würde sie jeden Augenblick für immer einschlafen. In ihrem zuckenden Licht ballte sich der Nebel wie weißer, undurchdringlicher Rauch, und wenn die Luft einmal klar war, sah man winzige harte Schneeflocken umherschweben, das gefrorene, braune Gras war von ihnen bestreut wie von weißen Sägespänen. Oft hörte man jetzt auch nachts die Wasservögel schreien. Sie versuchten,

sich Öffnungen im Eis zu erhalten, indem sie sich zu kleinen Inseln auf dem zugefrorenen See zusammendrängten, aber auf Dauer hatte die Wärme der kleinen Körper keine Chance gegen das Eis. Die Tauchlöcher froren zu, die Nahrungsquelle der Vögel versiegte. Ihr nächtliches Geschrei erfüllte mich mit einer Unruhe, als drohte auch mir irgendein unabwendbares Unheil.

Im Motorraum meines Autos hatte sich ein Marder einquartiert, er schlief dort, geschützt vor der Kälte, und hatte
lebenswichtige Kabel durchgefressen, wie man mir später
in der Werkstatt erklärte. Offenbar ernährten sich moderne
Marder von Plastik und Kupfer, jedenfalls gab mein Auto
außer dem Klicken des Schlüssels im Zündschloss keinen
einzigen Ton mehr von sich. Tag für Tag nahm ich mir vor,
den ADAC anzurufen, Tag für Tag verschob ich es. Vielleicht machte die andauernde Dunkelheit mich so träge,
vielleicht hatte ich gar nichts dagegen, für eine Weile von der
Welt abgeschnitten zu sein. Meine Haut fühlte sich trocken
und schuppig an, ich war immerzu müde und empfand ein
unwiderstehliches Bedürfnis, zu einem Bären in die Höhle
zu kriechen und seinen archaischen Winterschlaf mitzuschlafen.

Einmal, es war schon gegen Morgen, sah ich von meinem Computer auf und erschrak. Im ersten Moment war ich sicher, dass sich irgendeine Katastrophe ereignet hatte und das gegenüberliegende Seeufer brannte. Auf den zweiten Blick war das, was ich sah, noch unerklärlicher. Es schien, als verliefe ein langes blutrotes Tesaband schnurgerade durch die Dunkelheit, das ganze Seeufer auf der anderen Seite säumend. So sah weder Feuer noch Licht aus, beides hatte nicht diesen scharf abgegrenzten, wie mit einem Lineal gezogenen Rand. Ich fragte mich, ob ich zu lange auf

den Bildschirm gestarrt hatte, ob ich halluzinierte oder ob die Naturgesetze außer Kraft getreten waren, aber Minuten später blickte ich wieder in dieselbe stygische Finsternis wie vorher. Offenbar hatte mir ein unnatürlich exakter Riss in der schwarzen Wolkendecke die Feuersbrunst des Himmels hinter der Dunkelheit gezeigt.

Ich hatte inzwischen angefangen, an dem geplanten Buch über meine Mutter zu arbeiten. Ich schrieb mit einer Hingabe wie noch nie, mit einem Glücksgefühl, das dem Stoff nicht angemessen war, während mir gleichzeitig schien, als müsste ich mich durch einen Berg graben, dessen Ende ich niemals erreichen konnte. Ich befand mich im wahrsten Sinn des Wortes unter Tage, ich schrieb die ganze Nacht und verschlief den kurzen, filzgrauen Tag, um nach dem Erwachen sofort wieder an meinen PC zu stürzen, noch bevor ich mir Tee aufgebrüht hatte. Im Grunde waren es die gefundenen Familienmitglieder, die das Buch schrieben, sie führten mich in verschiedene, oft gegensätzliche Richtungen, verwickelten sich in Widersprüche, lockten mich in Labyrinthe, aus denen ich nicht mehr herausfand. Es gab für mich kaum sichtbare Fäden, die die Personen miteinander verbanden. sie standen seltsam allein im Raum, alle mehr oder weniger für sich, alle in einer mir unbekannten, nur hypothetischen Beziehung zu meiner Mutter.

Konstantins Forum war für mich eine unerschöpfliche Informationsquelle. Unter anderem umfasste es ein Archiv über das alte Mariupol, aus dem mich Botschaften aus der frühen Welt meiner Mutter erreichten – Ereignisse, die zwischen ihrem vierten und sechzehnten Lebensjahr stattgefunden hatten:

2500 Mariupoler Arbeiter haben sich anlässlich des Todes von Wladimir Iljitsch Lenin zu einem Trauermeeting versammelt. Am 28. April findet ein Fackelzug der Komsomolzen statt.

Bei einer Sturmflut wurde der untere Teil der Stadt überschwemmt. 120 Familien verloren ihr Zuhause.

Die Bezirkskommission für die Enteignung hat beschlossen, den Großgrundbesitzern Chreschtschatnizkaja, Krasnjanskij, Schutenko und Pasterew das Recht auf Landnutzung abzuerkennen und sie aus Mariupol zu verbannen.

25,6% aller Mariupoler Kinder im Alter von acht bis elf Jahren besuchen keine Schule und sind Analphabeten.

Die Redaktion der Zeitung «Asowscher Proletarier» wirbt mit einer großen Lotterie um Abonnenten. Die Hauptgewinne sind ein Herrenmantel im Raglanstil, Stoffreste, Schuhe, Galoschen und die gesammelten Werke des Genossen Lenin.

Das rechte Meeresufer erwartet Freiwillige. Beim Bau des Stahlwerkes «Asowstahl» werden mindestens eintausend freiwillige Helfer gebraucht. Die kämpferische Teilnahme an dieser Freiwilligeninitiative ist eine Frage der Ehre für jeden von uns.

Das Metallurgiekombinat «Iljitsch» soll einen Kulturpalast erhalten, bei «Asowstahl» und am Hafen sollen Kulturclubs eingerichtet werden. Außerdem sind der Bau neuer Ferienheime sowie eine Vergrößerung des örtlichen Sanatoriums geplant.

verher. Offenbar hatte mir einemmetinlichrendburt kine

Beginn des politischen Prozesses gegen die Lehrer der Mariupoler Parteischule. Sie werden beschuldigt, eine trotzkistische, bourgeois-nationalistische Gruppe gegründet zu haben.

Bei einem Treffen der Mariupoler Stoßarbeiterinnen wurden Geldprämien in Höhe von 150, 200 und 250 Rubel vergeben. Außerdem erhielt jede Delegierte ein Fässchen marinierter Sprotten.

Das Kinotheater der Werktätigen hat eine Tonanlage angeschafft und wird vom 10. bis 12. Februar zum ersten Mal in unserer Stadt einen Tonfilm zeigen. Es handelt sich um eine Verfilmung des Romans «Die Mutter» von Maxim Gorki.

Wie mochte sie ausgesehen haben damals, die Geburtsstadt meiner Mutter? Sie hatte wohl wenig Ähnlichkeit mit dem lichten südlichen Ort am Meer, der das Winterbild aus mir verdrängt hatte, als ich den Zeitungsbericht über das Fußballspiel in Mariupol las. Meine Vorstellung von der Stadt veränderte sich noch einmal. Schon vor der Revolution ist Mariupol eine Industriestadt gewesen, in der Sowjetzeit wird die Industrialisierung mit Macht vorangetrieben, Stoßarbeiter stellen Weltrekorde in Arbeitsproduktivität auf. Die Stadt wird überragt von den qualmenden Schloten der großen Fabriken, die giftigen Ausstöße verhängen den blauen Sommerhimmel, gehen Tag und Nacht auf die Stra-

ßen und Menschen nieder. Da ist die Torgowaja Uliza mit ihren vielen Ständen und Buden, die nach der Revolution nicht mehr viel anzubieten haben, etwas Quark, Fleisch, ein paar Tomaten und Kartoffeln aus privaten Gärten – für das Gros der hungrigen Bevölkerung unerschwinglich. Die Fontannaja Uliza mit dem Brunnen, aus dem die Menschen noch bis zur Jahrhundertwende das Wasser für sich und ihr Vieh schöpften, die Gretscheskaja Uliza, in der vielleicht die Cousinen meiner Mutter gelebt haben, bevor sie aus ihrem Palast vertrieben wurden, die Italjanskaja Uliza, in der vermutlich das Haus meiner italienischen Urgroßeltern stand. Über zerbrochenes Kopfsteinpflaster rumpeln Pferdefuhrwerke, 1933 dann, als meine Mutter dreizehn ist, die erste Straßenbahn, eine einzige, die in beide Richtungen auf nur einem Gleis fährt.

Gleich hinter dem Zentrum beginnt die Wildnis. Keine befestigten Straßen mehr, nur noch ein labyrinthisches Netz aus Wegen und Pfaden, ausgetreten von den Füßen der Menschen. Häuschen mit winzigen Gärten, aneinandergeklebt, ineinander verschlungen, Steinhäuschen, Holzhütten, Lehmhütten, Baracken, Lauben, Schuppen, Verschläge, überall wohnt jemand, dreieinhalb Quadratmeter Wohnfläche pro Stadtbewohner. Keine Kanalisation, Dreck, Müll, Gestank, Armut. Epidemien, Typhus, Malaria. Obdachlose Kinder, die in den Wirren des Bürgerkriegs ihre Eltern verloren haben, streunen umher, suchen nach Abfällen, stehlen, schlafen im Winter in den Teerkesseln am Straßenrand, in denen die Bauarbeiter am Tag heißen Teer für den Straßenbau anrühren.

Und das Meer, das Asowsche, das flachste Meer der Welt, das für meine Mutter, die Nichtschwimmerin, wie geschaffen war ... Hatte sie darin gebadet, war sie oft dort gewesen,

am Strand? Mit anderen Mädchen, mit Jungen? Was für einen Badeanzug hatte sie getragen? Besaßen die Menschen damals so etwas überhaupt, oder badeten sie in ihren Kleidern, in der Unterwäsche? Musste es im Alltag meiner Mutter trotz allem nicht auch schöne, unbeschwerte Momente gegeben haben, so etwas wie den Überschwang der Jugend? Hat sie von Gedichten, von den neuesten Schlagern, von Jungen geschwärmt? Ist sie im Winter zur Eisbahn gegangen, wo es einen Schlittschuhverleih gab und wo ein Orchester spielte, zu dessen Klängen die jungen Leute sich über das Eis bewegten? Hat sie im Kulturpalast Theateraufführungen, Konzerte, Tanzveranstaltungen besucht? Hat einer der vielen Verehrer, die sie wahrscheinlich hatte, ihr gefallen? Oder hat sie insgeheim genau den einen geliebt, der sie nicht wollte? Hat sie von ihm geträumt und ihm Briefe geschrieben, die sie nie abgeschickt hat? Oder war mein Vater ihre erste Liebe? Hat sie ihn überhaupt jemals geliebt?

Während ich mich in Vorstellungen und Hypothesen verlor und in den Artikeln über das alte Mariupol nach Bausteinen, Splittern des Lebens meiner Mutter fahndete, das für mich mehr aus Lücken denn aus Sichtbarem bestand, suchte Konstantin weiter nach ihrer Schwester Lidia. Zahllose Spuren hatte er bereits vergeblich verfolgt, und als schließlich auch von der Gedächtnisstätte des einstigen Lagers in Medweshja Gora die Mitteilung kam, dass eine Strafgefangene mit dem Namen meiner Tante bei ihnen nicht verzeichnet sei, verlor ich die Hoffnung. Doch Konstantin wäre nicht Konstantin gewesen, wenn er aufgegeben hätte. Er machte weiter, und eines Tages stieß er im Internet auf eine Namensliste der «Opfer der Sowjetmacht von 1923 bis 1953». Allein für die Zeit von dreißig Jahren waren über vierzig Millionen Opfer angegeben. Der Name Iwaschtschenko fand sich

in der Liste neununddreißigmal, darunter auch eine Lidia Iakowlewna Iwaschtschenko.

Auf derselben Internetseite stand die Mailadresse eines Mannes namens Alfred Kramer, der in Odessa wohnte und bei der Suche nach Opfern professionelle Hilfe anbot. Konstantin fand einen Interneteintrag über ihn – er war Deutschrusse, Mitglied in verschiedenen Gremien in Odessa und mischte auf nicht ganz durchsichtige Weise in der Stadtpolitik mit. Wir schrieben ihn an, und bereits am Tag darauf teilte er Konstantin mit, dass er im staatlichen Opferarchiv in Odessa nachgesehen und dort die Akte der Gesuchten gefunden habe. Die Auftraggeberin aus Deutschland solle über Western Union zweihundert Euro an ihn überweisen, dann werde sie die Akte innerhalb weniger Tage in digitalisierter Form zugeschickt bekommen.

Konstantin riet mir, vorerst nichts zu überweisen, wir bräuchten erst einen Beweis dafür, dass es sich wirklich um die Akte meiner Tante handele. Als er den Odessiten um diesen Beweis bat, teilte der ihm mit, dass als Geburtsort des Opfers Warschau angegeben sei. Konstantin dankte ihm für seine Mühe, und wir begannen, uns Gedanken über ein anderes Vorgehen zu machen. Doch schon Stunden später wurde uns ein weiteres Detail aus der Akte präsentiert: Die Mutter des Opfers sei eine gewisse Matilda Iosifowna Iwaschtschenko, geborene De Martino.

Ich machte zum ersten Mal in meinem Leben eine Geldüberweisung in die Ukraine und begann zu warten. Vor Ungeduld sah ich zwanzigmal am Tag in meine Mailbox. Wir hatten sie tatsächlich gefunden, die unauffindbare, rätselhafte Lidia, der Name De Martino räumte alle Zweifel aus. Zwar gab mir Lidias Geburt im polnischen Ausland sofort neue Rätsel auf, doch Konstantin brachte wieder ein-